

Jahrg. 6.

Dezember 1929.

Heft 12.

Deutsche Blätter in Polen.



Eine Monatschrift für die Deutschen in Polen.

Begründet von Dr. Hermann Rauschnig.



Herausgegeben

von

Dr. Paul Zöckler.



Posen 1929.

Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen.

Auslieferung für Deutschland: Verlag „Das junge Volk“, Plauen i. V.

Deutsche Blätter in Polen.

Eine Monatschrift für die Deutschen in Polen.

Begründet von Dr. Hermann Kaufchning als Fortführung der „Historischen Monatsblätter“. Herausgegeben von Dr. Paul Zöckler.

Schriftleitung und Verwaltung: Poznań, Zwierzyniecka 1.
Im Verlage der Historischen Gesellschaft für Polen, ebenda.
Auslieferung für Deutschland: Verlag „Das junge Volk“, Mlawen i. P.
Inlandsbezugspreis: Vierteljährlich 4,80 zł ausschließlich Porto.
In Deutschland u. im übrigen Ausland: Viertelj. 2,80 Rm., bzw. den Gegenwert.
Preis des Einzelheftes: 2,40 zł, bzw. 1.20 Rm.

Literatur.

Zu dem Aufsatz „Der Protestantismus bei den Slaven“.

- Czerwenta, B.: „Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen“, 2 Bde., Bielefeld 1870.
- Kostrenčič, Ivan: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslaven in den Jahren 1559—1565“, Wien 1874.
- Bukowski, Julian: „Dzieje reformacji w Polsce“, 2 Bde., Kraków 1883—86.
- Lubowit, A.: „Historja reformacji w Polsce“ (po nieisdannym istočnikam), Warszawa 1883.
- Kraśninski, Walerjan, Gr.: „Zarys dziejów powstania i upadku Reformacji w Polsce“, aus dem Englischen übersetzt von Jul. Bursche, Warszawa 1903, 2 Bde.
- Zöckler, Karl: „Der Protestantismus in Polen auf Grund der einheimischen Geschichtsschreibung dargestellt“, Leipzig 1910.
- Wotfshke, Theodor: „Geschichte der Reformation in Polen“, Leipzig 1911.
- Leonhard, Rudolf: „Zur Soziologie des Polentums“ (in „Finanz- und Volkswirtschaftliche Zeitfragen“, Heft 39), Stuttgart 1917.
- Koesche, Georg: „Geschichte des Protestantismus in Österreich“ (Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich), Wien-Leipzig 1921, Jahrg. 40—41.
- Schäfer, Dietrich: „Osteuropa und wir Deutschen“ (Nationale Bücherei), Berlin 1924.
- Hruschewskij, Michael: „Z istorji religijnoi dumki na Ukraini“ („Aus der Geschichte der religiösen Idee in der Ukraine“), Lemberg 1925.
- Koch, Hans: „Über ukrainischen Protestantismus“ (in „Die evangelische Diaspora“, VIII., 1.), Leipzig, Sächsische Verlagsgesellschaft, 1926.
- Schlier, Richard: „Der Patriarch Kyrill Lutaris von Konstantinopel — sein Leben und sein Glaubensbekenntnis“ (Dissertation), Marburg-Lahn 1927.
- Murko, M.: „Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven“ in „Slavia“, Prag, 1925—26, 1926—27. (Bde. 4—5).
- Rádl, Emanuel: „Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen“ (aus dem Tschechischen übersetzt von Richard Brandeis), Reichenberg 1928.
- Koch, Hans: „Die orthodox-autokephale Kirche der Ukraina“ (in „Osteuropa“, III., 12). Berlin 1928.
- Schweigl, Josef, SJ.: „Die Hierarchien der getrennten Orthodoxie in Sowjetrußland“ (in „Orientalia Christiana“, XIII., 1. und XV., 3.), Rom 1928—29.
- Wehrenfennig, Erich: „Umsturz und Kirchenfrühling in ihrem Zusammenspiel in der Tschechoslowakischen Republik“ („Deutscher Glaube“ 27, 3), Reichenberg 1929.
- Hofmann, Georg SJ.: „Patriarch Kyrillos Lutaris und die Römische Kirche“ (in „Griechische Patriarchen und Römische Päpste“ II., 1., „Orientalia Christiana“ XV., 1.), Rom 1929.
- Zöckler, Karl: „Kirchengeschichte Polens“, Berlin, W. de Gruyter, 1930.

Deutsche Blätter

in Polen.



Eine Monatschrift für die Deutschen in Polen.
Begründet von Dr. Hermann Rauschnig.



Herausgegeben
von
Dr. Paul Zöckler

VI. Jahrgang.

Posen 1929.

Im Verlage der Historischen Gesellschaft für Posen.
Auslieferung für Deutschland: Verlag „Das junge Volk“, Plauen i. V.

Nr inw. 110-010350

~~Nr inw. czas. 1310~~



~~Akcja W Nr 6 2001/02~~

Akcja W Nr 7 111/02

Inhalt des 6. Jahrganges.

Aufsätze und Beiträge:	Seite
Anna Blau: Rudolf Schäfer als Mensch und Künstler	212
D. Paul Blau: Die Kulturkrisis der Gegenwart	173
Erich Bleich: Karl Adamels handschriftliche Sammlung deutscher Volkslieder aus Posen, I. und II. Teil.....	6 u. 197
Dr. Karl Braunas: Der Weg der polnischen Verfassungsreform..	229
Albert Breyer: Die deutschen höheren Schulen im ehemaligen Kongreßpolen	121
Ergo: Zur Geschichte der deutschen Kantoratschulen in Kongreßpolen	142
Paul Freimut: Die deutsche evangelische Schulgemeinde Oborki, Kr. Rypin	545
Friedrich Heideck: Die Stellung des Deutschtums in Polen. Kritische Untersuchungen zu Zygmunt Stoliński, Die deutsche Minderheit in Polen	49
Pfr. Reinhold Heuer: Noch einmal: Abenteuerliche Pilgerfahrt dreier Ostmärker nach Jerusalem im Jahre 1497	375
Hans Hilgendorf: Die Häresie der Geistigen	261
Eduard Jekner: Die angewandte Kunst und unsere Zeit	492
Alfred Karaszk: Deutsche Kinderverse und -lieder aus Wolhynien und der Polesie	325
" " Erntebrauch und Schnittersprüche der Deutschen Wolhyniens.....	486
" " Neujahrsanwünsche bei den Deutschen im Cholmer Gebiet	25
" " Sitte und Brauchtum bei den Deutschen in der Polesie	422
Hans Klemenz: Grundsätzliches zur Minderheitenfrage	384
Dr. Hans Koch: Der Protestantismus bei den Slaven	577
Walter Kühn: Biologische Grundfragen des Deutschtums in Galizien	409
" " Die deutschen Siedlungsformen in Polen	309
" " Leonberg	189
Prof. Dr. Manfred Lauer: Der Posener Oberpräsident Graf Arnim in seinen gesellschaftlichen Beziehungen zum Polentum	297
" " " Die Errichtung einer Produktenbörse in Posen.....	595
Dr. Kurt Lück: Die hochdeutsche Sprache in Wolhynien	20
L. M.: Goethe und Polen im Lichte archivalischer Entdeckungen	382
Rudolf Mirbt: Sinn und Sendung des Laienspiels	437
Dr. A. Müller: Vom Deutschtum Kongreßpolens und seiner Herkunft	278
A. Reß: Rasperle-Theater	293

	Seite
Dr. Wilhelm Schuster: Aber einige grundlegende Züge im Weltbild der Gegenwart.....	357
Teja: Die Zahl der deutschen Schulen Kongresspolens einst und jetzt (1866—1918—1925)	113
H. Tector: Das deutsche Schulwesen in der Gemeinde Przedecz in der Zeit 1800—1830	133
" " Die Stellung der württembergischen Regierung und Presse zur Auswanderung in der Zeit von 1780—1817	539
Karl Tomm: Bobrowniki an der Weichsel und seine Vergangenheit	517
Johann Wagner: Zur Geschichte der evgl. deutschen Gemeinde in Strzy, Galizien, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Schule anlässlich ihres 20 jährigen Bestehens 1909—1929..	549
Julian Will: Ein folgenschwerer Tag	106
D. Dr. Theodor Wotschke: Der Pietismus im alten Polen	461
Prof. Dr. Wukadinowicz: Goethe — „Der erste Haktatist“ — ...	379
Hedi Böckler: Zu Peter Fischers 400 jährigen Todestag	1

Erzählungen, Gedichte:

J. Dalsen: Der Sechsgroschen-Michel	159
Eduard Habermann: Gedichte	442
Pastor Ph. Kreuz: Der graue Heimatsand (Gedicht)	112
Karl Oswald: Kantor Stoß	154
Julian Will: Ein heißes Weinen (Gedicht)	105

Aus unserem Schrifttum:

Otto Bruder: Das zerbrochene Schwert.....	444
Aus Irene Forbes-Mosse: Kathinka Plüsch	498
Aus Wilhelm Hintertür: Das Hirtenspiel.....	602
" " " Hirtenlied aus dem „Weihnachts- spiel aus dem bayerischen Wald“	601
Aus Alfons Paquet: Städte, Landschaften und ewige Bewegung... ..	331
Josef Friedrich Perkonig: Die Mutter	37
Adolf Prowe: Szenen aus dem dramatischen Gedicht: Copernicus..	389
Wilhelm Seidel: Der schöne Garten.....	607
Anton Wildgans: Aus „Musik der Kindheit“	216

Besprechungen:

Bücherschau.....	46, 167, 227, 294, 354, 408, 458, 513, 613
Neues aus der Theaterbücherei der Deutschen Bücherei in Posen	31
Dr. Paul Böckler: Aus dem Theaterkatalog der deutschen Bücherei in Polen.....	554

Deutsche Blätter in Polen

Jahrg. VI

Dezember 1929

Heft 12

Der Protestantismus bei den Slaven.

Von Priv.-Doz. Dr. theol. et phil. **Hans Koch-Wien.**

Der Verfasser dieses Vortrages ist den Lesern der „Deutschen Blätter“ durch den Aufsatz „**Bolschewismus und Religion**“ im Februarheft 1927 unserer Zeitschrift bekannt. Er ist ein Schüler des Wiener Universitäts-Instituts für osteuropäische Geschichte und Privatdozent für allgemeine Kirchengeschichte an der dortigen evangelisch-theologischen Fakultät. Den vorliegenden Aufsatz hielt Herr Dr. Koch am 5. November 1929 während der Kirchlichen Woche als Vortrag in der Altstädtischen Kirche in Thorn. Trotz des durch diesen Sonderzweck bedingten örtlichen Kolorits geben wir ihn unverändert wieder in der Meinung, daß er ein über seinen örtlichen Zweck weit hinausgehendes Interesse beanspruchen kann. *)

Die Schriftleitung.

Liebe Glaubensgenossen! Das „Evangelium in Osteuropa“ ist heute das Generalthema, über welches hier zu reden ist; nun aber, da wir an die Formulierung unserer eigentlichen Sonderaufgabe schreiten, gilt es zwei Einschränkungen vorauszusenden, von denen die erste eigentlich eine Erweiterung ist.

Denn den Begriff „Osteuropa“ fassen wir nicht, wie es vielleicht angezeigt wäre, in rein geographischem Sinne, etwa indem wir eine Linie von Stettin bis Triest ziehen — auch nicht, wie es gerade im Blick auf das Generalthema besonders verlockend scheinen könnte, im konfessionskundlichen Sinne, etwa indem wir uns lediglich auf die griechisch-orthodoxe Kirche beschränken und das Evangelium zu ihr in Beziehung bringen; vielmehr umschreiben wir unsere Aufgabe aus vielen Gründen heute mehr rassenmäßig, indem wir unter „Osteuropa“ diesmal die große Völkergruppe der Slaven verstehen. Zwischen Slaven wohnend, mit ihnen in engster wirtschaftlicher und starker geistiger Nachbarschaft, haben wir ein Recht, ja sogar die Pflicht, uns einmal zu fragen: Wie wirkte das Evangelium auf diese anderssprachigen Ostvölker? Gibt es Gesetze, nach denen sich der Protestantismus bei ihnen entwickelt hat — und können wir Evangelische deutscher Zunge daraus auch etwas für die Gegenwart lernen?

Neben dieser Erweiterung auf alle Slaven schlechthin, geht dann die zweite, diesmal wirkliche Einschränkung unseres Themas: Sie bezieht sich auf den Begriff „Evangelium“. Wir erinnern uns daran,

*) Das Verzeichnis der dem Aufsatz zu Grunde liegenden Literatur siehe Umschlagseite 2. — Das Inhaltsverzeichnis des Heftes siehe Umschlagseite 3.

daß dieses Fremdwort uns im Konfirmandenunterricht mit „Botschaft“ — und zwar „frohe“ Botschaft überseht wurde, d. h. also ursprünglich einen Sinn hatte, welcher Reaktion, Bewegung bedeutete. Dieses Motorische möchten wir für heute wieder lebendig werden lassen. Wir verstehen somit unter Evangelium in Osteuropa den Protestantismus insofern, als er irgendwie in der Geschichte und Gegenwart der Slaven Bewegungen erzeugte, zur kinetischen Energie wurde, kurzum, nicht jenem biblischen Bilde gleich, das vom friedlich wachsenden Weinberg spricht, sondern von jenem anderen, das da ein Feuer anzünden möchte — was wollten wir mehr, als es brennete schon!

So gesehen, wird uns der „evangelische Glaube in Osteuropa“ nicht so sehr von jenem Augenblick an interessieren, seit dem er friedlich zwischen mehr oder weniger organisierten Gemeinden das Dasein einer irgendwie konfessionell abgestempelten Kirche führt, dagegen werden wir ihn, ohne Rücksicht auf bekenntnismäßige Abarten dort betrachten, wo er mit urchristlicher Kraft, wenn auch manchmal nur in Form einer „Bewegung“, die Gemüter unserer anderssprachigen Nachbarn ergreift: Der Protestantismus als geistig-treibende Macht bei den Slaven — das ist somit die endgültige Festlegung unseres Themas, der wir nachgehen wollen, indem wir zuerst in einer längeren Untersuchung diese Triebkräfte aus der Vergangenheit beleuchten (ich bitte schon jetzt um Geduld für diese langwierige Arbeit), dann aber in einem ungleich kürzeren Abschnitt ihre Früchte einerntet und die Ereignisse auch der Gegenwart anders sehen lernen.

1. Als die Reformation zu den Slaven kam, war sie in Westeuropa längst „Bewegung“ und erst in Auswirkung gerade der bereits anderswo in Unruhe gebrachten Bevölkerungsschichten gelangte das Evangelium nach Osteuropa. So wuchs es hier sozusagen aus zweiter Hand, wurde erst von außen eingeführt, oder wie seine Gegner heute meinen, „importiert“. Kein einziges slavisches Volk hatte, wie Deutschland, die Schweiz oder Schottland das Glück, seine Reformation bodenständig, im Lande geboren zu sehen: von den Vorreformatoren war zwar der Tscheche Jan Hus einer der Führenden, ja für eine ganze Reihe politisch-kirchlicher Geschehnisse einer der Entscheidenden, aber was er rein theologisch an Ideen der Reformation vorwegnahm, war nicht sein Eigentum, sondern stärkster Einfluß des Angelsachsen und großen englischen Vorreformators John Wyclif. Auch unter den slavischen eigentlichen Reformatoren selbst finden wir keinen, der auch nur annähernd das war, wie Luther, Zwingli, Calvin, John Knox — das heißt ein Gottesmann, der aus sich heraus und aus Gottes Wort sein Volk zum Evangelium zu führen geeignet wäre. Sowohl der gewaltige Pole Jan Łaski, als auch die Südslaven Primus Trubar und Georg Dalmatin waren zwar Propheten ihrer Völker und wahrlich fromme Knechte Gottes auf ihre Art, aber die weltgeschichtliche Höhe der eigentlichen Reformatoren erklimmen sie nicht; sie blieben nur Monde, die mehr oder weniger von anderen

Sonnen abhängig sind, und die ihre Aufgabe lediglich darin erblickten, in die Nacht des eigenen Muttervolkes hineinzuleuchten. Das Sonnenlicht der aufgehenden Reformation bot all diesen Männern die Fremde: England, die Schweiz, voran aber das Deutsche Reich mit seinen zahlreichen, damals bereits seit Jahren evangelischen Hochschulen — an ihrer Spitze die Universität Luthers, Wittenberg. Die akademischen Register gerade z. B. dieser hohen Schule zeigen, wie etwa seit 1530 sich in steigendem Maße stets neue Slaven zu ihr drängten und in einer bisher nicht gekannten Zahl unter ihre Hörer einschrieben; hier studierte z. B. der Schülting Laskis, Andrzej Frycz Modrzewski, die späteren polnischen reformatorischen Führer Stanislaw Lutomirski, Mikolaj Trzebuchowski, Stanislaw Lasocki — und so groß war z. B. die Zahl gerade der Polen, daß sich um 1534 bis 1535 die Regierung genötigt sah, in besonderem Erlaß die Ausreise „zu Luther“ zu verbieten und die Eltern der „bei Luther“ studierenden Söhne mit Strafen zu bedrohen. Worauf gewöhnlich die also gefährdeten Väter zu antworten pflegten, daß sie ihre Söhne an die damals noch katholische Universität zu Leipzig geschickt hätten und daß die Umsiedelung nach Wittenberg somit nicht den Vätern zur Last gelegt werden könne. In Wittenberg studierten damals neben Polen auch Ukrainer, oder wie sie selbst sich zu jener Zeit nannten, „Rutheni“, namentlich solche „ex Polonia“, unter ihnen z. B. der bekannte spätere Bekämpfer Roms Stanislaw Orzechowski aus Przemysl; außer den Ukrainern gab es aber auch Tschechen, so den nachmaligen Unitätsführer Johann Blahoslawa (1523—1571), ferner Slovenen z. B. den späteren Mitbegründer der slovenischen Schriftsprache Aldam Bohorice, sowie Kroaten — unter ihnen vor allem der später auch für die deutsche Reformation so bedeutsam geworden Matthias Blacic, oder Frankovic mit seinem Gelehrtennamen Flacius Illyricus (1520—1575). Neben Wittenberg waren es evangelische Zentren in anderen Gebieten, die entscheidend oder befruchtend auf die slavischen Protestanten gewirkt hatten: So erhielt z. B. seine ersten Zweifel an der römischen Kirche der Pole Jan Laski von dem Schweizer Reformator Ulrich Zwingli; in Straßburg studierte der „tschechische Luther“, Johannes Augusta (1500—1572); bei dem Nürnberger Reformator und Lutherschüler Veit Dietrich lernte der slovenische, zum Protestantismus übergetretene Domherr Primus Trubar endgültig evangelische Grundsätze kennen; in Basel studierte der spätere „böhmische Erulantenkönig“, der große tschechische Feldherr, Diplomat und religiöse Schriftsteller Karl von Zerotin, (1554—1636) der auf seinen ausgedehnten Gütern allein 24 evangelische Prediger unterhielt, später sogar, obwohl Schwager Wallensteins, um seines Glaubens willen in die Verbannung zog.

Neben diesen indirekten Einflüssen gingen die direkten der Reformatoren selbst. Zahllos sind die Briefe allein Luthers, Melancthons und Calvins an slavische Führer, Gelehrte, selbst Politiker und Könige. Von Calvin allein ist bekannt, daß außer Frankreich kein Land ihn soviel Mühe, Briefe, Gesandtschaften und Sorgen gekostet hat,

wie Polen. Er war es z. B., der (freilich in falscher Beurteilung der Lage) seinen lateinischen Kommentar zum Hebräerbrief keinem geringeren widmete (1549), als dem polnischen König Siegmund August und berühmt sind seine Mahnbriefe an den polnischen Adel sowie vor allem sein Gutachten über die Möglichkeit einer Vereinigung der Augsbургischen mit der „Böhmischen“ Konfession.

Hierbei übergehen wir absichtlich die gewaltigen reformatorischen Einflüsse des fremden, in unserem Falle deutschen, kolonialisatorischen Elements. Wir wollen nicht davon reden, wie gerade deutsche eingewanderte Bürger, sei es in Posen, sei es in Krakau oder gar in der „deutschen Vorstadt“ von Moskau, in stiller Mission, bloß durch ihr Dasein vorbildlich und aneifernd gewirkt, ja als erste den evangelischen Gedanken in die slavischen Handelszentren von Schlesien bis zum Schwarzen Meer getragen haben; getreu unserem Thema, das sich lediglich auf die Slaven beschränken will, wollen wir nur feststellen, daß die ersten Impulse evangelischen Glaubens innerhalb dieser Völker nicht einheimisch waren, sondern von ihnen allen einhellig erst bei fremden, zumeist deutschen Quellen geholt und dann erst, sozusagen sekundär auf die heimatlichen Gebiete verpflanzt wurden.

Überblicken wir nun ganz im allgemeinen die Richtungen und Tendenzen, in denen sich die Reformation als Bewegung bei den Slaven fortpflanzte, so können wir hier im ganzen z w e i g r o ß e L i n i e n feststellen: eine nördliche und eine südliche. Die erste umfaßt das ganze große Gebiet der West-Slaven (Tschechen, Lausitzer Wenden und Polen) — die zweite breitet sich über den auch heute noch nicht ganz durchleuchteten Raum der Südslaven, vor allem der Slovenen und Kroaten.

2. Die erste dieser Wirkungslinien geht also über das Gebiet, in dem wir selbst heute stehen. Von den reformatorischen Zentren Deutschlands, der Schweiz und Englands ausstrahlend, zieht sich in leuchtenden und bewegten Brennpunkten das Evangelium über Breslau und Königsberg nach Böhmen, Mähren und Schlesien, erfährt die Städte Prag, Posen, Wilna, Krakau, entzündet die Gemüter in Kleinpolen, belebt das Gemeindeleben in Litauen, erreicht die ukrainischen Gebiete von Wolhynien, Podolien, Rotrußland, und wird in kurzer Zeit nicht nur zur religiösen, sondern zur hochwichtigen politischen und kulturellen Staatsfrage sowohl der Länder der heiligen Wenzelskrone — man denke nur an die Hussitenkriege —, als auch des Wahlkönigreiches Polen. Von den 30 000 Städten und Dörfern, die z. B. das damalige Böhmen umschlossen haben soll, galten kaum mehr als vier Städte für entschieden römisch-katholisch und wie groß die Bewegung z. B. in Polen war, zeigt nichts so sehr, als die zahlreichen und jährlich immer von neuem wiederkehrenden Edikte der Krone, Beschlüsse der Reichstage, Protokolle der Landtage im Osten und Westen des Staates, die sich mit den Fragen der Reformation und ihrer Auswirkung befassen.

Allein an Wojewoden und Kastellanen Polens, die im evangelischen Glauben gestorben sind, errechnet der polnische Forscher Graf

Valerjan K r a s i ŋ s k i für die Zeit der Reformation und Gegenreformation rund 177 „ehrenwerte und bekannte Dignitare“; im Archiv von Wien fand der polnische Forscher S z u j s k i („scriptores rerum polonicarum“, I., 154) für das Jahr 1569 (1. Juli?) Daten über die Zusammensetzung des polnischen Senates, aus denen hervorgeht, daß von 115 weltlichen Mitgliedern 55 katholisch waren, 2 griechisch-orthodox und 58 (!) also genau die Stimmenmehrheit evangelisch. Freilich wird dieses Bild dadurch verschoben, daß dem Senat eben auch die römischen Bischöfe angehörten, die — damals 15 an der Zahl — leicht jeden Beschluß zu ihren Gunsten majorisieren konnten. — Allein aus dem jetzt katholischen, sogar mit den Habsburgern verschwägerten Fürstengeschlecht der Radziwiłł zählt das Reformationszeitalter 10 evangelische Mitglieder, das spätere Königggeschlecht der Leszczyński's lieferte in dieser Zeit 5 volljährige, in Amt und Würden stehende Protestanten. Kein Wunder, daß z. B. gerade der polnische Staat es war, der — allerdings schon stark vor der ersten Teilung und unter außenpolitischem, russischem Druck — die Ehre für sich in Anspruch nehmen kann, als erste Regierung in Europa das erste Toleranzedikt der Aufklärungszeit erlassen zu haben: das bekannte „W a r s c h a u e r T r a k t a t“ vom 24. Februar 1768, an dem nur eins zu bemängeln ist, daß es nämlich nicht mehr durchgeführt werden konnte, das aber in seinen theoretischen Grundzügen gut ein Vorläufer der heutigen polnischen Gleichberechtigungstheorie genannt werden kann. Im Verhältnis zu diesem Traktat bedeutet es gegenwärtig freilich einen Rückschritt, wenn die Ausreise aus einem Staate, dessen junge Staatsbürger vor 400 Jahren ungehindert an fremden Universitäten studieren konnten, heute unterbunden ist.

Hand in Hand mit der politischen Bedeutung unseres Evangeliums ging die für uns ungleich wichtigere kulturelle und religiöse: Wir reden nicht von dem ungeheuren Aufschwung, den durch Reformation und Vorreformation die tschechische und polnische Literatur nahmen, die tschechische namentlich durch die berühmte, selbst von Jesuiten bewunderte K r a l i ŋ e r Bibel (1579—1593), die polnische durch den ersten größeren einheimischen Dichter überhaupt, Mikolaj Rej aus Naglowice (1505—1569), den man gern den „polnischen Hutten“ nennt. Auch wollen wir hier, im Lande des durch seinen ehrwürdigen Namen geweihten Lissa nicht davon reden, welche Bedeutung für den ganzen Erdkreis der Slave Jan Amos R o m e n s k y, bekannter als Comenius, hat (1592—1670), jener „Vorläufer von Pestalozzi und Fichte“ — und gleichzeitig innig evangelische Mann, der in Heidelberg gebildet, zwischen Deutschen, Ungarn, Polen und Tschechen lebend, niemals die Irrgänge eines übertriebenen nationalen Chauvinismus ging, sondern in dankbarem Gleichmaß auch jener Kultur verbunden blieb, von der er die Grundlagen seines Christentums bezog: der germanisch-evangelischen.

Damit aber sind wir schon zu jenen Gedanken vorgedrungen, die uns hier vor allem wertvoll sind: des westslawischen Protestantismus religiöse Durchschlagskraft.

Es ist freilich schwer, gerade so verborgene und ins innerste Seelenleben greifende, oft unwägbare Tatsachen, wie das religiöse Leben einzelner Personen oder gar ganzer Menschengruppen in den Rahmen eines formelhaften Werturteils pressen zu wollen, aber vielleicht gibt es hier einige Hilfsmittel, die uns den Weg erleichtern. Ein solches Hilfsmittel ist die Geschichte der auf unserem Gebiet ihren Glauben bezeugenden evangelischen Märtyrer. Ich rede nicht von Einzelfällen, in denen ein Hus, ein Hieronymus von Prag, ein Mikolaj Kurowski († 1550) und andere unter den West-Slaven für ihr Bekenntnis mit dem Tode büßen mußten; vielmehr soll hier derjenigen gedacht werden, die die in ihrem Volke zur Macht gewordene Kraft des Evangeliums als Gemeinschaft in massenhaftem, kollektivem Martyrium bewiesen haben, z. B. der um ihres Glaubens vertriebenen böhmisch-mährischen Brüder oder der nach der Schlacht am Weißen Berge vertriebenen Tschechen. Allein von den letzteren wanderten z. B. rund 30 000 Familien mit etwa 150 000 Köpfen aus, ein Siebzehntel der damaligen Nation, darunter 185 Adelsgeschlechter, ein Siebentel des damaligen Gesamtadels! Unter den Polen nun können wir derlei Massenbewegungen in der Märtyrergeschichte nicht verzeichnen, wenn auch die Akten über das stille Duldbertum gerade der Segenreformation noch lange nicht abgeschlossen sind, und ja gerade der Ort, in dem wir jetzt tagen — Thorn — uns darüber manches erzählen könnte. Was aber der polnischen Reformation in religiöser Hinsicht zugeschrieben werden muß, ist, daß sie es war, die die religiösen Fragen aus tiefer Verschllossenheit und langer Vergessenheit überhaupt erst hervorholte und endlich wieder zum Gemeingut der Nation machte. Das Polen jener Zeit war, wie ein russischer, also nach keiner Seite hin befangener Historiker schreibt, in religiöser Hinsicht vor der Reformation ein Zwischending zwischen dem gottlosen Italien und dem frommen Deutschland. Es war, wie man zu sagen pflegt, indifferent. Zur religiösen Besinnung brachte es erst die Reformation. Hier erst fanden die Psalmen Eingang auch in die weltliche Dichtung, jetzt erst wurden die alten Fragen nach Rechtfertigung und Erlösung aus dem verschollenen Kirchenglauben hervorgeholt und wie einst im Urchristentum wieder Gegenstand der Sorge des Einzelmenschen.

3. Ganz anders und für uns naturgemäß viel unbekannter als bei den Westslaven entwickelte sich der Protestantismus bei ihren südlichen Stammesbrüdern, den sog. „Windischen“, wie die heutigen **Slovenen** damals genannt wurden, und den sog. „Illyriern“ oder „Kroaten“. Vor allem waren es hier — im Gegensatz etwa zu den Polen — die Bauern, die als erste vom Evangelium ergriffen wurden, ihnen folgte das Bürgertum in den Städten und die Masse des Beamtentums in der Provinz. Die an der südslawischen Sprachgrenze liegende Stadt Laibach z. B. hatte im Reformationszeitalter nur ein Zwanzigstel Katholiken, auf dem flachen Lande waren Adel und Bauern gleich evangelisch. So geschlossen saßen hier bei Deutschen und Slaven die lutherischen Schichten nebeneinander,

daß sogar der katholische und katholisch sein wollende Landesfürst (Karl II. von Habsburg) sich der evangelischen Patenschaft bei lutherischen Untertanen nicht erwehren konnte, und, wiederum im Gegensatz etwa zu Polen, waren es südslavische Bauern- oder Bürgersöhne, die an deutschen Hochschulen, vorab in Tübingen, Heidelberg, ja selbst in Rostock ihre Studien beendeten, um dann ihrem Volke zu dienen. So wurde die Reformation bei den Südslaven nicht nur kultur fördernd, sondern direkt kultur bildend.

Da ist vor allem die ganz außerordentliche Massenwirkung durch Schaffung einer eigenen Schriftsprache. Schon unter den Westslaven erhielten z. B. die Lausitzer Wenden erst seit und durch die Reformation die Möglichkeit, ihre Sprache nicht nur zu reden, sondern auch mit eigenen Leseseichen zu versehen, kurzum zu schreiben. War dies aber bei der Kleinheit des auch heute noch im Deutschen Reich sorgfältig geschonten wendischen Völkchens kein Ereignis, das irgendwie ins Große einschritt, so sollte dies um so mehr der Fall bei jenen anderen Völkern sein, die heute einen beträchtlichen und wie wir gleich hinzufügen, den kulturell höchsten Teil eines großen Balkanstaates bilden: den jugoslawischen Stämmen der Slovenen und Kroaten.

Dem bis zur Reformation finden wir bei diesen Völkern, wie heute ihre eigenen Sprachforscher unbefangen zugeben, nur ganz spärliche oder so gut wie gar keine Sprachdenkmäler. Dagegen waren es erst die südslavischen Reformatoren, die ihrem Volke eine Schrift schenkten, ja sie, wie einst Alfila für die Goten oder Cyrill für die Mährer überhaupt erst erfannen und mühselig bildeten. So entstanden z. B. für die Slovenen, die bisher kein Buch in ihrer eigenen Volkssprache gesehen, geschweige denn gedruckt hatten, in der kurzen Zeit von 1550—1595 (und zwar unter Anwendung sowohl der cyrillischen, als auch der glagolitischen Lettern, sowie in lateinischen Buchstaben) eine große Sammlung eigener sog. Abezedarien, mehrerer Katechismen, einzelner Ritualbücher, dazu Postillen, viele Gebetbücher, sechs Gesangbücher, vor allem aber die vollständigen lutherischen Bekenntnisschriften und das große Werk der Bibel, von der das Neue Testament schon 35 Jahre nach der Septemberbibel Luthers und die vollständige Ausgabe 50 Jahre nach der ersten Gesamtbibel Luthers im Slovenischen, später im Kroatischen vorlag. Von diesen Bibeln ist trotz ihrer seinerzeitigen großen Zahl heute nur ein verschwindender Bruchteil erhalten, aber die sprachliche Durchforschung auch dieser wenigen, oft nur in Museen enthaltenen Stücke hat gezeigt, daß nicht nur die gegenwärtige slovenische Schrift, sondern auch die Sprache grammatisch und lexikalisch auf dem von den slovenischen Reformatoren damals gesprochenen Dialekt beruht. So wurde auch hier, wie bei uns Deutschen, durch die evangelische Bibelübersetzung ein einzelner Dialekt — in diesem Falle das sog. „unterkrainische“ Idiom — zur Schriftsprache eines ganzen Volkes erhoben. Daß dies überhaupt möglich war, erklärt sich, wiederum wie bei den Deutschen, nur durch die ganz ungeheure Verbreitung, die die evangelischen Schriften auf dem Balkan gefunden

hatten: Denn diese Bücher drangen — dies stellten katholische, süd-slavische Forscher fest — bis in die Gegenden des Schwarzen Meeres, in die Moldau und in die Walachei, wo damals viel mehr Südslaven wohnten als heute, sie kamen nach Bosnien, wo in den Grenzregimentern Alt-Österreichs viele Offiziere der Reformation zugeneigt waren (z. B. der bekannte Kroat Nikolaus Triny, der Held von Szigeth und des gleichnamigen Körnerschen Dramas), ja mit den Soldaten drangen die evangelischen Schriften bis in die Türkei und vor die Tore von Konstantinopel.

Dabei war dies nicht etwa unbeabsichtigt. Wie sich heute eine andere slavisch-evangelische Kirche, die tschechisch-brüderische, der mohammedanisch gewordenen Stammverwandten im nahen Orient anzunehmen beginnt, so lagen derartige weitreichende Missionsabsichten durchaus schon im kirchlichen Blickfeld auch der Südslaven des Reformationszeitalters. Denn diese haben ihre zahlreichen evangelischen Schriften nicht etwa bescheidenerweise auf die eigenen Stämme beschränken wollen, sondern alle Übersetzungen ausdrücklich für sämtliche Jugoslawen bestimmt „damit dem Herren Christo unter den Crobaten, Wenden, ja den Türken ein Kirch gesammelt, die in Recht erkenne“, wobei man unter „Türken“ naturgemäß die vielen Mohammedaner meinte, die, obwohl slavischer Rasse, seinerzeit zum Prophetenglauben Allahs gezwungen wurden und noch heute zahlreich den Balkan bevölkern. Diesem allgemeinen slavischen Missionszweck unterordneten die Übersetzer auch die Wahl des von ihnen gewählten Dialektes; eine eigene Sachverständigenkommission gab 1559 ausdrücklich zu, daß die Übersetzung „durch ganz Dalmatien nach dem Adriatischen Meer, dergleichen durch Kroatien, Bosnien, Serbien und bis auf Konstantinopel verständig sei“, ja auch eine hohe Behörde, die „Landschaft von Krain“, empfahl 1562 die Druckwerke „zur Wohlfahrt und Aufnahme der Christgläubigen und anderer Menschen in Crobathen, Istrien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Bulgarien und derselben umliegenden Enden...“

Für uns am allerinteressantesten aber ist, daß diese ersten literarischen Niederschläge eines großen Volkes nicht über Initiative dieses Volkes selbst, sondern mit deutschen Mitteln, unter deutschem Schutz und auf deutschem Boden entstanden sind.

Ein steirischer Adeliger, Hans Ungnad, Freiherr zu Sonnen, der als altösterreichischer Feldherr und Politiker die Südslaven kennen gelernt hatte, später aber, wie so viele seinesgleichen, als Protestant in die Verbannung ging, widmete während der letzten Lebensjahre (1557—1564) sein Vermögen und seine Beziehungen der südslavischen Bibel. Er gewann unter den einheimischen slovenischen und kroatischen Protestanten die geeigneten Übersetzer; unter seiner Aufsicht schnitzte man die Typen, druckte die einzelnen Bogen in drei verschiedenen Schriften, und auf seine Kosten wurden dann die Werke nach dem Balkan gesandt, wo sie reißenden Absatz fanden. Allein an kroatischen Drucken dürften auf diese Weise 30 verschiedene Werke, darunter z. B. die deutsch-württembergische Kirchenordnung, in zusammen etwa

24 000 bis 25 000 Exemplaren hergestellt und verkauft oder verschenkt worden sein.

Liebe Freunde, es ist nicht unnütze Spielerei, wenn ich Euch bei diesen Schilderungen evangelischer Kulturbildung innerhalb der Südflaven länger aufhalte, als es bei Euch, die Ihr ja unter Westflaven wohnt, eigentlich notwendig schiene.

Denn über die lokale Bedeutung jener literarischen Leistungen hinaus geht ihre allgemeine, für die slavische Welt überhaupt — und ihre noch größere für die christliche Kirchengeschichte insgesamt: beides kann hier nur angedeutet werden.

Vor allem wollen wir uns vergegenwärtigen, daß je länger, je mehr für die damaligen südslavisch-evangelischen Übersetzer sich die Schwierigkeit zeigte, mit drei verschiedenen Schriftarten (der sog. glagolitischen, der sog. cyrillischen und unserer „lateinischen“) den Bedürfnissen der verschiedenen Stämme genügen zu müssen. Aus diesen Gründen wurde immer mehr von diesem Drucken in drei Schrifttypen abgekomen, und man drängte zur Vereinheitlichung, zuerst nur in zwei, später in einer einzigen, der lateinischen Schrift — eine Maßnahme übrigens, die noch heute von der gegenwärtigen südslavischen Regierung eifrig fortgesetzt wird. So wie nun bei letzterer diese Bemühungen natürlich nicht Selbstzweck sind, sondern einen tieferen, nämlich staatspolitischen Hintergrund haben, so war die endgültige Festlegung einer Einheitschrift auch bei den südslavischen Reformatoren von hervorragenden politischen Absichten begleitet. Denn an nichts geringeres dachten sie hierbei, als an die Schaffung einer einzigen, großen, alle Einzelstämme umfassenden Gesamt- und Volkskirche — nicht nur mit jenen Stämmen, die heute das Reich der Serben, Kroaten und Slovenen bilden, sondern darüber hinaus auch noch mit dem anderen großen südslavischen Volk, den Bulgaren. Daß diese Pläne damals nicht verwirklicht werden konnten, nimmt ihnen nichts von ihrer Größe: National gingen sie jedenfalls weiter, als die der vorhergehenden größten Herrscher der Südflaven, etwa Symeon von Bulgarien oder Duschan von Serbien. Denn während diese für eine Sammlung ihrer eigenen Stammesgenossen in einem einheitlichen Reiche kein Verständnis hatten, ihre Blicke vielmehr wie gebannt auf die Kaiserkrone von Konstantinopel richteten, waren es die slovenisch-kroatischen, in Urach bei Tübingen und in Wittenberg gedruckten evangelischen Schriften, die zum erstenmal literarisch — und die von Deutschen geleitete Reformation, die zum erstenmal politisch ein südslavisches Programm schuf, so daß von hier aus gesehen, die Reformation auf dem Balkan nicht etwa, wie es öfter geschieht, als „Germanisierungstendenz der Deutschen“, sondern im Gegenteile als Vorläuferin des erst vier Jahrhunderte später entstandenen selbständigen jugoslawischen Staates erscheint! Zusammenhänge, die mittlerweile übrigens von katholischen, einheimischen Forschern längst zugegeben wurden.

Damit ist aber die kulturelle und politische Bedeutung der Reformation für die Slaven noch immer nicht erschöpft. Denn bei dem Pünzschneider Johann Hartwarch in Nürnberg, bei dem man die verschie-

denen Buchstaben zum Druck bestellte, lagen als Muster nicht nur die serbisch-cyrrillischen Lettern vor, sondern auch viele, wie ausdrücklich gesagt wird, „ruthenische von allen Orten“, darunter auch die Prager Drucke der auf weißrussisch-ukrainischem Boden entstandenen und ihrerseits wieder auf tsch. chischen Erfahrungen beruhenden Bibel des Dr. Franz Skarina aus Polozk (1517), von der die Schreibweise der damaligen Ostslaven zum Gebrauch auch für die Südslaven abgeguckt, ja zum Vorbild genommen wurde. So entwickelte sich unter deutscher Führung das evangelische Drängen der kroatisch-adriatischen Randstämme nicht nur zur ersten Bewegung zwecks Sammlung der Südslaven allein, sondern wurde zum ersten Ansatz einer Zusammenfassung aller Slaven überhaupt, dadurch aber zu einem Programm, wie es erst fast drei Jahrhunderte später von ganz anderer Seite in Form des sog. Panславismus neu aufgestellt werden sollte!

Damit kommen wir zu jenem Wendepunkt unseres Vortrages, an dem wir uns fragen müssen: Wie kommt es, daß diese stolzen Hoffnungen begraben werden mußten, daß alles Blut umsonst floß, daß die so weit reichenden Wirkungen allein des deutschen evangelischen Geistes heute bei den meisten der seinerzeit Geweckten und Geförderten so wenig Dank finden?

Die Antwort auf alle diese Fragen kann man sich sehr leicht machen. Man braucht nur die übliche Formel zu finden und einfach zu sagen: „Gegenreformation!“

Aber ist das genug? Ist nicht vielmehr die Frage berechtigt, warum diese Gegenreformation bei den Slaven so rasch und so gründlich Erfolg hatte? Es ist richtig, daß sie just bei den Slaven besonders scharf und beispiellos eifrig betrieben wurde — wir denken nur an die Jesuiten in beiden Volksgruppen — aber was war's, das Rom veranlaßt hatte, eben an diesen Fronten seine besten Kräfte und mit besonderen Aufgaben einzusetzen?

4. Wiederum ist es nicht das Politisch-Nationale, das wir in dieser ganzen Bewegung festhalten wollen, sondern das Kirchengeschichtliche. Denn die ganze ungeheure Tatsache einer einst möglich gewesenem Protestantisierung der Slaven ergibt sich nicht aus der Bedeutung der oft nur wenige Millionen zählenden Einzelvölker an sich — so wertvoll im einzelnen wohl ein ganz protestantisches Polen oder eine evangelische Tschechoslovakei erträumt werden mag — vielmehr erhellt jede reformatorische Evangeliumsbeziehung unter allen Slaven vollends nur dann, wenn wir hinter ihr das ganze, gewaltige Problem sehen, das die Reformation in ihren panslawistisch-zusammenballenden Tendenzen zwar aufgerollt, das aber die römische Kirche instinktiv und stets viel sicherer geschaut hat: das Missionsfeld der griechischen Orthodorie, oder genauer, die griechisch-orientalischen Ostslaven! Vom Standpunkt der römischen Kirche heißt dieses Problem heute, wie damals, „Union“, nämlich Union Roms mit Konstantinopel.

Seit einem halben Jahrtausend war die Kurie immer wieder auf diese hochfliegenden Pläne bedacht gewesen und immer wieder

hat sie nur Teilerfolge erzielt. Zuletzt war in Florenz (1439) eine lahme Verbindung zustande gekommen, nun sollten auch unter den Slaven die Früchte eingeheimst werden. Vor allem waren es die im Verbands des polnischen Staates hausenden Ostslaven jener Zeit — die Ukrainer — die als Brücke für die hinter ihnen massierten Ukrainer und Großrussen des Zarats in Frage kamen. Schon im 13. Jahrhundert hatte die Kurie einmal mit einem west-ukrainischen Teilsfürsten, Roman von Halic eine solche theoretische Union geschlossen, die praktisch nicht zustandekam, im 15. Jahrhundert nach der großen Union von Florenz belebten sich aber die Hoffnungen von neuem, die Bischöfe der Ukrainer selbst schienen nicht abgeneigt, wenngleich freilich das Volk sehr unsicher war, — da kam diese große protestantisierende Welle, die mit einem Schlage nicht nur den Katholizismus der Polen, sondern auch die „Wiedergewinnung“ der Ostslaven vernichten konnte. Schon unterrichteten an der theologischen Akademie in Ostrog (Wolhynien) gleichberechtigt nebeneinander orientalische und evangelische Lehrer; bereits arbeitete man unter den „Ruthenen“ der ehrwürdigen Erzdiözese Kiew an einem Unionsprojekt zwischen Calvinisten, Lutheranern und Griechisch-Orthodoxen (1599); schon hatten die orientalischen Gemeinden von Lemberg, Wilna und anderen sich Verfassungen gegeben, die in durchaus presbyterialer Weise sogar die Kontrolle über den Klerus in ihre Hände legten (1590)! So ist vom es römischen Standpunkt durchaus richtiggesehen, wenn ein katholischer Forscher der Gegenwart jene Epoche als eine Zeit bezeichnet, in der sich „der Calvinismus rüstete, sein Banner siegreich über dem griechischen Osten flattern zu lassen“, bis sich „zur rechten Zeit Lateiner und Griechen, sowie die römische Kirche in jahrelangem Ringen gegen ihn erhoben“.

Im Zeichen dieses Ringens steht denn auch die Gegenreformation im damaligen polnischen Staat; um einzelne Seelen ging es in ihr längst nicht mehr, hier standen ganze Völker auf dem Spiel. „O mei Rutheni“ — sagte damals der bekannte Gegenreformations- und Unionspapst Klemens VIII. (1592—1605) nur mit Bezug auf das eine Volk, um das es sich zu jener Zeit der Kurie handelte, die griechisch-orientalischen Ukrainer — per vos orientem convertendum puto . . .“ — und wie rasch diese Tendenzen auch in dem polnischen Klerus Eingang gefunden hatten, zeigt die gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandene Schrift des Theoretikers der polnischen Gegenreformation, des berühmten jesuitischen Predigers Piotr Skarga „Über die Einheit der Kirche Gottes unter einem Hirten und den Abfall des griechischen Volkes von dieser Einheit — sowie Mahnung an die ruthenischen Völkerschaften, die bei den Griechen stehen“, in welcher die Ukrainer-Ruthenen offen zur Union aufgefordert werden, da sie durch Anschluss an die jetzt (nach der Gegenreformation) so hochstehende lateinisch-polnische Hierarchie kulturell nur gewinnen könnten.

Genau dieselben Gedanken lagen der Gegenreformation auf dem Balkan zu Grunde.

Als die Jesuiten gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter den Südslaven eine eigene Provinz zu organisieren begannen, wollte

der Nachfolger Loyolas, Laynez, vor allem eine Niederlassung in Ragusa, denn diese Brücke zwischen Orient und Okzident sollte mit Hilfe der weitverbreiteten „illyrischen“ Sprache nicht bloß die religiöse, sondern auch die politische Eroberung der Türkei vermitteln, ja ein kroatischer Priester an der Kurie in Rom konnte bereits im Jahre 1641 in seiner amtlichen Approbation eines kroatischen Missale dem Bunsche Ausdruck verleihen, daß durch die Einführung dieses katholischen Meßbuches möglichst alle Welt geteilt werde, so daß im Westen die römische, im Osten aber die ragusanische — also kroatische — Sprache herrsche.

Diese Bedeutung des Südslavischen für den Balkan und für die orthodoxe Welt unter Serben und Türken war, wie wir uns erinnern, längst auch den Protestanten bekannt gewesen; wie sie gerade auch zur Gefahr für die römischen Unionspläne heranreifte, belegt der Umstand, daß unter den Sachverständigen, welche Hans Ungnads Bibelwerk für die Südslaven bearbeiten halfen, sich auch zwei Serben befanden, die besonders für die griechisch-orthodoxen Mitglieder ihres eigenen Volkes Sprache und Übersetzung der lutherischen Bibel beraten sollten.

So schließt sich die evangelische Bewegung unter den Slaven und die mit ihr zusammenhängende Gegenreformation zu einem gigantischen Bild: Mit gewaltigem Zangengriff war der Protestantismus gegen Ende des 16. Jahrhunderts von Norden und von Süden gleichzeitig daran, an die Mauern der griechischen Orthodoxie anzuklopfen; vielfach unbewußt trug er jene Gedanken nach Osteuropa, über die es mit den orientalischen Katholiken ein leichteres Verstehen gab, als mit den westlichen, ja, wie groß die Nähe eines solchen Verständnisses wenigstens unter den Führern war, belegt nichts so sehr, als ein Werk, dessen dreihundertjähriges Jubiläum wir gerade heuer feiern können: die berühmte und von vielen so angefeindete confessio orthodoxa, jenes griechische Bekenntnis, das fast buchstäblich von Calvin abhängig ist und von niemandem geringerem verfaßt wurde, als dem damaligen obersten Priester der griechischen Kirche, dem Patriarchen Cyrill Lukaris von Konstantinopel, der wiederum seinerseits die ersten Eindrücke von protestantischem Leben und Glauben hier in Polen, gelegentlich der früher erwähnten Synode von Brest (1596) davongetragen hat. Die päpstliche Politik hat ihn, den griechischen Calvinisten auf dem Patriarchenstuhl ebenso vernichtet, wie seine Gesinnungsgenossen unter den Slaven; seine Tat aber ist uns der Schlüssel zum Verständnis der damaligen kirchlichen Situation überhaupt.

Nicht um die Polen oder um die Slovenen allein handelte es sich, als Rom seine große Gegenreformation begann; besonders von Polen wissen wir und können es wiederholt bei dem einheimischen Historiker Dlugosch nachlesen, wie schwer der römische Stuhl hier z. B. bei Besetzung der Bistümer immer wieder mit dem Eigenwillen der Könige zu kämpfen und wie wenig der Papst als solcher vor der Reformation in Polen Anhang gefunden hatte; auch von den

Südslaven wissen wir, daß sich namentlich die Kroaten gegen eine Einführung des Lateinischen immer wieder wehrten, so daß die Kurie im Jahre 1640 das ganze Meßbuch in dieser Sprache herausgab, die Spendung der Sakramente in der Volkssprache gestattete und kroatischen Ritus in der römischen Messe vielfach auch noch heute duldet.

Was aber den heiligen Stuhl zum Einsatz aller Kräfte gerade an den östlichen Grenzen des päpstlichen Geltungsbereiches veranlaßte und was ihn, den sonst so unnachgiebigen, zu aller Vorsicht, ja selbst zu klugen Zugeständnissen verleiten mußte, das war eben die drohende und immer wieder mit Recht oder Unrecht gefürchtete Gefahr eines evangelisch-orientalischen Zusammenschlusses, der, wenn er zustande kam, die römischen Hoffnungen auf Osteuropa ein für allemal zertrümmern würde. Die evangelischen Linien, die ich Ihnen, verehrte Freunde, aufgezeigt habe, erwiesen sich nicht nur als kulturell-religiös und innenpolitisch für die Slaven von entscheidender Bedeutung, sondern enthalten auch sozusagen außenpolitisch jene Elemente, die geeignet waren, welthistorischen Charakter anzunehmen, wenn ihre Entwicklung nicht frühzeitig unterbunden worden wäre.

Daß diese Entwicklung tatsächlich unterblieb, ist jedoch nicht Schuld der Gegenreformation allein. Wie schon die Tatsache eines noch so heftig geführten Angriffes an sich nicht gleich einen Sieg zur Folge haben muß, so wäre es verfehlt, auch den bis auf wenige Ausnahmen erfolgten, fast gänzlichen Untergang des Evangeliums bei den Slaven lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß irgendwo und irgendwann es dem Jesuitenorden gefiel, da oder dort seine Tätigkeit zu entfalten und seine Missionare auszusenden.

Vielmehr werden wir uns sagen müssen, daß der Angriff Roms eine Reihe von Bundesgenossen hatte, die zum Teil innerhalb des betroffenen Slaventums selbst zu suchen sind: Bei den Tschechen die enge Bindung an das reformierte Bekenntnis, die unter anderem zur Folge hatte, daß aus konfessionellen Gründen ein Schwächling, der unselige Pfalzgraf Friedrich zum König gegen die Habsburger gewählt wurde; bei den Polen die traurige Verquickung des Protestantismus gerade mit den Interessen des Hochadels, vor allem seine Verfäumnisse gegen die Bauernschaft und den in der Folge katholisch gebliebenen kleinen Dorfadel; bei den Südslaven das Fehlen einer stärkeren und widerstandsfähigeren Führungsschicht; bei allen aber die Erbsünde der Uneinigkeit, welche Lutheraner nicht mit Calvinisten, Philippisten nicht mit Unitariern, böhmische Brüder nicht mit Antitrinitariern zusammengehen ließ. So wie es im Deutschen Reich Lutheraner gab, die „lieber papistisch als kalvinistisch“ sein wollten, so hatten auch die Slaven Männer aufzuweisen, die sich lieber mit den Türken, als „mit denen Lutheranern“ vereinigen mochten — und kein Luther oder Calvin konnte hier mehr beruhigend wirken. Auf diese Weise wurde die „frohe Botschaft“ bald zum Totengesang, die Keime zum Sterben jedoch lagen in der slavischen Geistigkeit selbst: Wenn etwa die Soziologen uns darüber unterrichten, daß unter den slavischen Völkern gerade

die westlichen und südlichen keinen ausgeprägten Staatsbegriff haben, so verstehen wir sofort, wie z. B. die in einem stets schwachen Staatswesen lebenden Polen, oder die unter fremden Regierungen stehenden Slovenen und Kroaten die starke, einigende Autorität Roms ergreifen mochten; wieviel wurde z. B. in der Gegenreformation bei den Südslaven mit der Lockung gearbeitet, daß nur in kräftiger Anlehnung an das mächtige Rom der einzige Schutz gegen die Türken zu suchen sei! Welche Rolle spielte bei den Polen die stolze Aufgabe einer „Vormauer der Christenheit“, die — zwischen Protestanten, Orthodoxen und Mohammedanern eingeklemt — nur in der Einheit des Glaubens auch die Einheit des Volkes wahren könne! Gar nicht zu reden davon, daß die heilige Maria ja gekrönte Königin Polens ist, und daß die polnischen Schulkinder noch heute beten lernen: „Heilige Maria, Mutter Gottes, Königin Polens, bitt für uns!“

Quallerlekt entschied hier aber auch eine rein religiöse Frage: Der West- und Südslave ist nun einmal innerlich ein unruhiger Mensch; wie seine Geschichte sich bergauf, bergab, im Kampfe mit Türken und Schweden, Tartaren und eigenen Stammesgenossen bewegte und stets dramatische Spannungen aufweist — so hat auch sein Charakter etwas Buntes, Wechselvolles, unruhig auf und ab Wogendes, Spannendes. Liegt da nicht die Vorbedingung für die in ähnlich gearteten, südlichen Köpfen entstandene katholische Rechtfertigungslehre? Sie, die ihren Gläubigen ständig in fortwährendem Auf und Ab zwischen Sünde — Reue — Genugtuung — Ablass — Gnade und Fegefeuer stellt, ist ganz anders, als die absolute Bußforderung der Bibel, die der Protestantismus nicht in ewigem Spiel und Gegenspiel, sondern in dauerndem, einheitlichen Druck, sachlich, leidenschaftslos, fast langweilig, aber um so konsequenter formuliert, wenn er etwa mit der ersten These Luthers feststellt: „Unser Herr Jesus Christus, als er sagte ‚Tut Buße‘, hat er gewollt, daß a l l e s L e b e n der Gläubigen Buße sein soll...?“

Und liegt nicht in der bei den Slaven wie selten bei einem anderen Volk zu beobachtenden Kollektivität und Sozialität ihres Denkens eine jener Voraussetzungen, die so ganz anders ist als unsere, individualistische, evangelische Frömmigkeit, die uns niemand klarer als Luther versinnbildlicht mit seinem „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“

5. Wie dem auch sei: Mit dem Sieg der Gegenreformation war — wenigstens bei West- und Südslaven — das Schicksal des Evangeliums bis in die Gegenwart hinein besiegelt; in dem Sinne, wie wir es eingangs umschrieben haben: als motorische Kraft „selig zu machen alle, die daran glauben“, spielte es bis in die jüngste Zeit nicht mehr jene bewegende Rolle in der osteuropäischen Geistesgeschichte.

Freilich — als Kirche, als ruhende, in sich geschlossene, zumeist nur konservierende Macht, treffen wir den Protestantismus auch heute noch in der slavischen Welt, da und dort; manchmal entfaltet er sogar missionierende Kraft: man denke z. B. an den „Kirchenfrühling“ in der tschechoslowakischen Republik, wo im letzten Jahrzehnt allein aus

dem Besitzstand der römischen Kirche rund anderthalb Millionen Seelen für die neuentfachte nationale Kirche gewonnen wurden und wo eine andere der tschechischen Kirchen, die sog. „brüderische“, jetzt sogar daran schreitet, sich der Mission unter den slavischen Mohammedanern in Serbien und Bulgarien anzunehmen; auch die beiden romfreien Nationalkirchen unter den Polen zeigen nach ihrer letzten Krise wieder eine aufsteigende Entwicklung.

Aber von geschichtlicher Bedeutung im Großen scheinen mir alle diese Kirchenwesen der West- und Südslaven nicht mehr werden zu wollen. Denn entweder umfassen sie nur Splittergruppen, die im Verhältnis zur ganzen Völkerfamilie fast nicht in Frage kommen, wie etwa die 100 000 lutherischen Wenden in Brandenburg und Sachsen und die an Zahl noch viel kleineren Kroaten auf der Murinsel, dem sog. Prek-murje — oder das in Frage stehende slavische Volk hat gleich mehrere evangelische Kirchen, die sich aus verschiedenen Gründen einfach nicht zusammenfinden können. So hat allein die tschechoslovakische Republik außer fünf evangelischen Sekten gleich sieben organisierte protestantische Kirchen, von denen sich fünf als slavische bezeichnen; drei davon sind tschechisch, eine polnisch und eine slowakisch, letztere obendrein mit starken deutschen und magyarischen Minderheiten. Die Republik Polen zählt drei sich slavisch nennende Kirchen, von denen wiederum eine fast nur aus ihren Führern besteht, die andere dagegen zu ihrem überwiegenden Teile aus Deutschen zusammengesetzt ist. Auch in Litauen bilden z. B. die beiden slavischen Synoden eine Minderheit, die bodenständig-deutsche Synode dagegen weitaus die Mehrheit innerhalb des dortigen Protestantismus.

Mit dieser letzteren Feststellung nun rühren wir an eine Tatsache, die auch bei der bescheidensten Formulierung unseres Themas nicht übergangen werden kann: Die Bedeutung, die für das Evangelium in Osteuropa das deutsche Kolonistenelement gewonnen hat.

Denn während Slaven und Deutsche noch im Zeitalter der Reformation mit gleichem Eifer die neue Lehre verkündeten, geht im Jahrhundert der Gegenreformation auf slavischer Seite die Bewegung zurück, bleibt jedoch auf deutscher Seite bestehen und wird hier durch bewußte Kindererziehung sowie nachwanderndes Siedlungsvolk derart verstärkt, daß heute in Osteuropa der Protestantismus weithin nicht als slavisches, sondern schlechthin als deutsches Kulturgut angesprochen werden kann. Wie stark diese Gleichstellung von deutsch und evangelisch bei Ihnen im Lande ist, brauche ich hier, wo noch immer gerne „evangelische“ Zigarren geraucht und „katholische“ Würste gegessen werden, nicht zu sagen; bei den Russen heißt noch heute das evangelische Gotteshaus „kirka“ (Kirche), im Gegensatz zum römisch-katholischen „kastjol“ (polnisch kościół) und der orthodoxen „cerkov“; bei den Kroaten und Slovenen heißt der Deutsche weithin einfach „Lutor“ (Luther), bei den Slaven Kongreßpolens und der Bukowina schlechterdings „Calvin“, wobei diese Ehrennamen den Deutschen sehr oft auch dann zufallen, wenn sie gut katholisch sind. Aber auch umgekehrt wird

an dem Slaventum des einzelnen gezweifelt, wenn er etwa als evangelisch befunden wurde: man denke z. B. an die Widerstände, die der polnische Dichter *Zeromski* zu überwinden hatte, als er — lediglich aus äußeren Gründen — dem Katholizismus entsagte, man denke auch an die Flucht, die z. B. die Tschechen evangelischer Konfession nach dem Kriege aus dem überkonfessionellen Gustav-Adolf-Verein ergriffen, um ja nicht in den Geruch des „Pangermanismus“ zu kommen; man denke endlich daran, wie z. B. die Polen protestantischen Glaubens selbst immer wieder jede Verbindung mit dem Mutterlande der Reformation nicht nur für ihre eigene Gruppe vermeiden, sondern auch bei anderen Schwesterkirchen des Landes ungern sehen, ja in solchen kirchlichen Zusammenhängen sehr oft gleich staatsfeindliche oder volksverräterische Verschwörungen wittern.

So wird es fast zur Tragik der Geschichte, daß derselbe Protestantismus, der den Slaven vielfach ihre eigentliche Literatur geschenkt hat, der ihnen in weitem Maße erst überhaupt eine Schriftsprache schuf — nunmehr in eben dieser Schriftsprache verhöhnt und verschrien wird, ja daß dasselbe Deutschtum, das als erstes durch seine protestantischen Ideen den Slaven ihren nationalen Zusammenschluß zum Ziel setzte, nunmehr von eben denselben Völkern nicht nur aus nationalen, sondern weithin auch aus religiösen Gründen abgelehnt, ja verleumdet wird.

Und doch scheint gerade in den letzten Jahrzehnten fast unmerklich innerhalb des Slaventums eine neue kirchliche Revolution entstanden zu sein, deren charakteristische Merkmale wir nur deshalb nicht unmittelbar beobachten können, weil es sich nicht um die uns nächststehenden West- oder Südslaven handelt, sondern die bei weitem gewaltigste Familie der 150 Millionen zählenden *Ostslaven*, vor allem ihre stärksten Vertreter, Russen und Ukrainer.

Diese Völker haben, wie Sie, verehrte Zuhörer, aus den bisherigen Ausführungen ja leicht entnehmen können, in der Reformationszeit so gut wie keine evangelische Geschichte gehabt. Mit Ausnahme zweier deutscher evangelischer Theologen des 17. Jahrhunderts, namens *Innozenz Gisel* und *Adam von Bernigov*, die sich aus Königsberg nach *Kiew* verirrt hatten, dort griechisch-orthodox wurden, zu hohen kirchlichen Würden gelangten und dann ein merkwürdiges Gemisch von evangelischer und orientalischer Dogmatik lehrten, mit Ausnahme ferner eines hohen ukrainischen Kirchenfürsten des 18. Jahrhunderts, namens *Theophan Prokopovic*, der am Hofe *Peters d. G.* in *Petersburg* nicht nur die gewaltigen Reformen seines Zaren mit beeinflusste, sondern unter deutschem Einfluß jahrzehntelang kalvinische Lehren in die orientalische Kirche hineintrug — hat die ostslavische Völkergruppe eine Reformation in unserem Sinne entbehren müssen... und: das Nachholen dieser Reformation ist das Merkmal unserer Epoche in der Gegenwart!

Wiederum waren es fremde Quellen, aus denen diese reformatorischen Kräfte geschöpft wurden: im Norden, bei den Großrussen,

der englische Lord Radstock und sein bereits bodenständiger Schüler, der Gardeoffizier Oberst Paschkov; im Süden, bei den Ukrainern, die beiden deutschen Pastoren Bohnekämper, Vater und Sohn, und ihre zahlreichen Schüler, z. B. die wiederum bereits bodenständigen Bauern Rjaboschapkina, Ratuschnyj und andere — alle genannten in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Das Ziel, das sie anstrebten, war zuerst das einer gewaltigen Erweckung. Hunderte und Tausende beugten sich diesem starken evangelistischen Willen, wie Pilze nach dem Regen schossen stets neue Gemeinden sowohl in den Millionenstädten, als auch in den Steppendörfern aus dem Boden und als der Krieg ausbrach, war dieses „Sektantentum“ so stark geworden, daß Regierung und heiliger Synod ihnen notgedrungen wenigstens bedingte Glaubensfreiheit gewähren mußten. Die Grundzüge dieses neuen Glaubenslebens waren fast überall dieselben: Heiliger Ernst in der Lebensauffassung, ungeheure Reinheit in Geschäft und Familie, Ablehnung aller hergebrachten Zeremonien und Kulte, Glaubens- und Erwachsenentaufe, Bauen lediglich auf dem Evangelium, fast tägliche Bibelstunden; diese drei letzten Elemente gaben dann der Bewegung den Namen: die nördliche Gruppe nennt sich „Evangeliumskristen“ — die südliche „Stundisten“ oder „Stundo-Baptisten“. Der Ausgang des Krieges, die ungeheuren Erschütterungen der Revolution, aber wieder auch das fremde Vorbild in der amerikanischen Auswanderung oder in den deutschen Kriegsgefangenenlagern — haben diese Bewegung verbreitet, sie griff hinüber nach den zum polnischen Staat gehörigen Gebieten, die mit Ostslaven besiedelt sind, — erweckte in Wolhynien die große Gruppe der Baptisten und führte in Galizien zu der eigenartigen Bildung evangelischer Gemeinden lutherischen oder reformierten Bekenntnisses bei den Ukrainern.

Im Verhältnis zur Vorkriegszeit ist die Zahl der evangelischen Ostslaven vervielfacht, beträgt heute nach ihren eigenen Angaben 6—8 000 Gemeinden mit mindestens fünf Millionen vollwertiger, bewußter Wahlprotestanten (allein in Leningrad, dem früheren Petersburg, bestehen neun große Gemeinden) und ist auf dem besten Wege, trotz bolschewistischen und sonstigen staatlichen Druckes eine große, evangelische Freikirche zu werden. Allein in ukrainischer Sprache erschien vor vier Jahren, zum ersten Mal in der Kirchengeschichte, die Übersetzung des Heidelberger Katechismus und des Lutherliedes; der lutherische Katechismus in derselben Sprache wird — ebenfalls zum ersten Mal in der Kirchengeschichte — vorbereitet, und das erste religiöse Druckwerk, das die Moskauer Sowjets unter dem Einfluß der Evangeliumskristen herauszugeben erlaubten, ohne daß sich etwa die kommunistischen Arbeiter dagegen gesträubt hätten, war die russische Bibel, sowie drei riesenbände evangelischer Kirchenlieder in russischer Sprache mit mehreren Hunderten aus dem Deutschen oder Englischen stammenden Gesängen, welche Werke sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen waren, obwohl allein die Bibel in bisher 160 000 Exemplaren verlegt wurde. Dabei hat diese ganze große Bewegung fast keine Priester;

wie im Urchristentum predigen wieder Handwerker und Bauern hinter verschlossenen Türen oder in Katakomben, gedruckte oder abgeschriebene Andachten, Gebete, Bibelerklärungen und Flugblätter erleichtern ihnen in dem ohnehin religiös einzigartigen Boden ihre Arbeit.

Denn das religiöse Leben der einmal aufgerüttelten Ostslaven geht noch weiter: Neben den erwähnten, in Bildung begriffenen rein evangelischen F r e i k i r c h e n — gibt es nach dem Zusammenbruch der alten Staatskirche — zwei große V o l k s k i r c h e n, die ungeklärt zwar und vorläufig noch äußerlich orthodox, innerlich bereits anfangen, protestantisch zu werden, ja evangelisierende Züge anzunehmen: die sog. „l e b e n d e“ Kirche unter den Russen, mit stark presbyterianischer Verfassung, belebter Predigtstätigkeit und energischer Einzelfürsorge — sowie vor allem die sog. „u k r a i n i s c h - a u t o k e p h a l e K i r c h e“, mit ihrer Liturgie und Evangelium in der Volkssprache, Einführung des Diakonissenamtes, Abschaffung des Eölibats auch für Bischöfe, Priesterweihe auch bei ungelehrten Laien, Bibelfunden und vielem anderen, das wir hier nicht erwähnen, weil diese Kirchen vorläufig ja außerhalb des Themas stehen. Aber schon die imposanten Ziffern, die die Zahl ihrer Mitglieder angeben, weisen rein negativ auf den Verlust hin, den allein die bisherige orthodoxe Staatskirche mit ihren gegenwärtig noch etwa 28 700 Gemeinden durch die neue Gestaltung der Dinge erlitten hat: Die synodal-presbyteriale „lebende Kirche“ zählt rund 7000 Gemeinden unter über 130 Bischöfen, die ukrainische „autokephale“ Kirche rund 3000 Gemeinden mit über 2300 Priestern und 30 Bischöfen!

Seit neuestem beginnen übrigens auch diese Gruppen ihre Gläubigen an die erstgenannten evangelischen Freikirchen zu verlieren, wie ja letztere überhaupt unter dem hohen Klerus Rußlands manchen Freund haben. Der 1926 verstorbene Metropolit von Moskau, Antonin, hat z. B. testamentarisch verfügt, daß seine Kirche auch von den Evangeliumsschriften benutzt werden darf, und es war vielleicht ein kirchengeschichtlicher Wendepunkt, als vor kurzem in Moskau die Evangeliumsschriften zum ersten Mal in einer ehemals orthodoxen — überfüllten — Kathedrale ihren evangelischen Gottesdienst abhalten durften! Was vor 400 Jahren die Reformationsgeschichte bei West- und Südslaven nur anzudeuten schien: Ihre Umklammerung auch der östlichen Brüder — ist heute wenigstens teilweise zur rätselhaften Wirklichkeit geworden, und wenn auch niemand weiß, wie Gott sich seine Zelte weiter unter den Völkern bauen wird, so ist doch bezeichnend, daß alle die „Sektanten“ unter den Ostslaven sich noch lange nicht als Glieder einer Reformation fühlen, sondern erst als „Waldenser“ bezeichnen. Fürwahr, welch' gewaltige Zuversicht!

* * *

Wir aber, liebe Brüder, die wir entweder Zeugen oder Nachbarn all dieser bekannten und unbekanntem Geschehnisse sind — wir können nur stille sein und auf Gottes Willen lauschen:

Die Geschichte des Evangeliums von Gott hat überall gezeigt, daß bei den Slaven stets fremde Völker es waren, die mittelbar oder unmittelbar ihnen sein Wort gebracht haben — sollte daher Gott u n s hier eine Aufgabe auch für die Gegenwart auferlegen wollen: wir werden sie nicht versagen.

Aber dieselbe Geschichte hat auch nachgewiesen, daß nirgends und niemals, insofern Deutsche in Frage kamen, sie mit ihrem Evangelium eine Entvölkerung der anderen Brüder beabsichtigt hatten, vielmehr, daß gerade ihre Evangeliumspredigt es war, die den Slaven half, eigene Reihen zu ordnen und nationale Besonderheit zu wahren: immer wird uns dieser Grundsatz als heilig gegenwärtig sein — und immer werden umgekehrt auch wir die Forderung erheben müssen, daß auch unsere vollliche Eigenart innerhalb des Evangeliums gewahrt werde!

Endlich hat die Geschichte des Evangeliums unter den Slaven gezeigt, daß überall dort, wo Deutsche bei ihnen wohnten, diese Deutschen nicht bewußte Proselytenmacherei trieben, sondern ihre Mission lediglich als „Zeugnis“, und zwar als Zeugnis der Liebe und des Glaubens auffaßten: so werden auch wir den Missionsbefehl unseres Herren ausführen — nicht, indem wir auf die Landstraße gehen oder an den Zäunen predigen, sondern indem wir in Familie und Haus unser Licht nicht unter den Scheffel stellen, in Gemeinde und Volk die Stadt auf dem Berge bauen, in Kirche und Staat dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, Gott aber, was Gottes ist!

Die Errichtung einer Produktenbörse in Posen.¹⁾

Von Manfred Laubert.

In den letzten Zeiten der polnischen Republik hatten die Juden die fast nur noch der lokalen Bedarfsdeckung dienenden Reste von Handel und Wandel in der Hauptsache an sich gerissen. Zäh hielt besonders das Landvolf an der Gewohnheit fest, sich bei jedem Geschäft die Hilfe von Faktoren und Maklern zu sichern. Nicht nur die des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern, sondern auch die Gutsbesitzer ließen aus Bequemlichkeit oder durch Geldnot zum schnellen Absatz gezwungen, unnatürlich hohe Gewinnanteile in die Taschen der Agenten fließen. Den Bemühungen der preußischen Behörden zur Ausschaltung solcher Zwischenhändler arbeiteten nicht nur diese selbst entgegen, sondern auch das Publikum zeigte wenig Neigung, auf deren zweischneidige Unterstützung zu verzichten. Einzelne Maßnahmen wie die Einrichtung von egl. Bankfilialen und Wollmärkten übten zwar wohlthätigen Einfluß, taten aber den Faktoren weder beim Getreidehandel noch auf den Wochenmärkten Abbruch. 1839 wurde auch bei

¹⁾ Nach Oberpräsidialakten XVIII. A. 14 und Stadtakten Posen C. XIII. A. 41 a im Staatsarchiv zu Posen.

den jüdischen Getreidehändlern der Hauptstadt eine schiedsrichterliche Kommission zur Schlichtung von Marktstreitigkeiten in Verbindung mit einer Bekanntgabe des Berliner Kurses fremder Geldmünzen eingesetzt. Trotzdem fanden zuletzt Nachrichten von dem Unwesen ihren Weg in die Presse und veranlaßten den Minister des Inneren Grafen Arnim, ein Gutachten über den Umfang des Treibens und die Möglichkeit polizeilichen Schutzes einzufordern (an Oberpräsidenten v. Beurmann 14. Oktober 1845).

In Wirklichkeit hatten die Provinzialbehörden seit langem dem Faktorenwesen und seinen Auswüchsen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Doch in Posen graßierte das Übel weiter, während Bromberg nicht klagte.²⁾ In der Hauptstadt gab es 1843 90 Makler, davon 85 Juden, eine nicht im entferntesten durch den Bedarf gerechtfertigte Zahl. Diese Leute besaßen weder gewerbliche Bildung noch Kapital; sie warfen sich bei der Beschränkung ihrer Erwerbszweige und ihrer Neigung gemäß auf Tätigkeiten, die keines von beiden erforderten und doch ohne schwere körperliche Anstrengung reichen, wenn auch nicht immer reichlichen Gewinn verhießen. Unterstützt von einer genauen Bekanntschaft mit allen Vermögens- und Verkehrsverhältnissen und die den meisten Polen eigene Sorglosigkeit in Geschäftsangelegenheiten drängten sie sich in Privathäuser und Gasthöfe. Allmählich waren dadurch solche Mittelpersonen unentbehrlich geworden, zumal ihr Vorteil mit dem einer Partei Hand in Hand zu gehen pflegte. Der einzelne war gegen sie machtlos, ein geschlossener Widerstand bei der Unreise des Publikums schwer zu organisieren. In der Regel steckten sie mit dem Käufer unter einer Decke. Sie versuchten, den Landmann über die Preise im Dunkel zu lassen, Abschlüsse mit anderen zu hintertreiben und durch Verzögerung der Geschäfte gegen Ende des Marktes ein stärkeres Angebot bei gedrückten Preisen zu erzielen. Auch in kleinen Städten und auf dem Land fanden sie sich ein. Dort unterhielten sie vielfach Darlehnsgeschäfte mit den Bauern und suchten ihre Befriedigung in Rohprodukten mit unnatürlichem Gewinn. Die landrätlichen Berichte stimmten mit 3 Ausnahmen in der Schilderung dieser nachteiligen Verhältnisse und der Behauptung überein, daß sich ihnen durch die gesetzlichen Vorschriften nicht wirksam steuern lasse. Namentlich waren die Behörden lahm gelegt, wenn eine Konzession einmal erteilt war, wie der aussichtslose Kampf des Posener Polizeidirektors Frhn. v. Minutoli dartat. Nach der die bürgerlichen Verhältnisse der Israeliten regelnden Verordnung vom 1. Juni 1833 stand das Maklergewerbe sogar nicht naturalisierten Glaubensgenossen offen, und gerade sie widmeten sich ihm mit Vorliebe. Daher wünschten die Behörden eine Verschärfung der Gewerbeordnung, also bei Juden für die Erteilung des Gewerbescheins die Forderung der Naturalisation neben dem Nachweis der Unbescholtenheit und

²⁾ Nach Ansicht der dortigen Regierung genügten die bestehenden Gesetze zur Verhinderung von Übergriffen der Faktoren und ihrer Markthelfer (Bericht der Abteilung des Inneren 23. April 1843). Jedoch war die Niederlassung der Juden in Bromberg stark beschränkt.

Zuverlässigkeit und weiter eine Zulassung nur nach dem Bedarf unter Beschränkung der Konzession auf ein Jahr. Da man von der Polizeiverwaltung kleiner Ortschaften keine strenge Prüfung erhoffen durfte, erschien es auch zweckmäßig, die Konzessionierung der Gewerbetreibenden von den städtischen Polizeiorganen auf umsichtigeren Behörden zu übertragen (Bericht Beurmanns 31. Dezember nach den Regierungsnotizen).

Der frühere Oberpräsident *Flottwell* lehnte als nunmehriger Finanzminister zwar die befürwortete Änderung der Gewerbeordnung mit Rücksicht auf die individuellen Verhältnisse der Provinz ab, bemerkte aber, daß das Gesetz bei richtiger Auslegung in der Hauptsache die gewünschten Bestimmungen enthielt. Der Vorschrift, daß die Behörden einen Kommissionär erst zulassen sollten, wenn sie sich von seiner „Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit überzeugt“ hatten war keineswegs damit genügt, daß sie über ihn nichts Nachteiliges gehört hatten. Sie waren vielmehr zur Versagung berechtigt, solange sie nicht die positive Gewißheit besaßen, daß der Bittsteller sich als anständiger Mann bewährt hatte und durch seine Bildung einen geordneten Geschäftsbetrieb versprach. *Flottwell* hoffte durch strenge Befolgung dieses Grundsatzes auch ohne neues Gesetz die Zahl der Faktoren erheblich vermindern zu können und ersuchte um entsprechende Instruktion der Unterorgane (an *Beurmann* 27. März, dieser an die Regierungen 18. April 1846).

Parallel mit diesen Erörterungen lief der Versuch, das Übel an seiner Wurzel durch Errichtung einer Produktenbörse in Posen zu bekämpfen. Den Anstoß hierzu scheint der um das wirtschaftliche Gedeihen des Landes hoch verdiente Arbeitsinspektor *Trebsdorf*³⁾ in einer Denkschrift vom 27. Dezember 1841 gegeben zu haben. Er verlangte für jeden Kreis ein solches Institut, denn die Wochenmärkte dienen nur dem städtischen Lokalbedarf, ohne sich zu Mittelpunkten des Produktenabsatzes erheben zu können, da es an Geld, Nachfrage, Zufuhr und auswärtigen Käufern fehlte. Er hielt deshalb neben den bestehenden Wochen- und Jahrmärkten „die Einführung eigener Produktenmärkte, auf denen jeder kaufen kann, für notwendig“. Alsdann brauchten sich die Produzenten nur mit Warenproben in einem Börsenlokal einzufinden und konnten ihre Geschäfte mit einheimischen und fremden Abnehmern direkt durch Schlußzettel bewirken. Das Rathaus oder ein geräumiger Gasthof genügten als Versammlungsstätte und dem Magistrat war die Handhabung einer einfachen, den Bedürfnissen angepaßten Börsenordnung und die amtliche Führung eines Börsenbuchs zugehacht.

Obwohl nach Ansicht des Oberpräsidiums keine dringenden Gründe für eine so weit gehende Dezentralisation vorlagen, erschien es angemessen, für Posen selbst der Verwirklichung dieser Idee näher zu treten. Da der Oberbürgermeister zuvor die Schaffung einer

³⁾ Vgl. über ihn „Deutsche Blätter usw.“ 1926, S. 429 ff.

Handelskammer abwarten wollte, wurde Minutoli in seiner Eigenschaft als gleichzeitiger Landrat ersucht, die Ausichten und Bedingungen des Instituts mit Sachverständigen zu beraten (Verf. 27. Oktober 1842). Der Erfolg war ein durchaus negativer. Die Stände des Posener Landkreises verneinten einstimmig das Bedürfnis nach einer Produktenbörse. Das Landratamt bemerkte (Begleitbericht über die Kreistagsfikung vom 17. Februar 1843), es würde für jetzt allerdings sehr schwer halten, die Anstalt ins Leben zu rufen, denn der polnische Adel sei zu sehr an die jüdischen Käufer und Unterhändler gewöhnt, als daß er sich von ihnen befreien konnte (Bericht 9. März).

Indessen waren die Erörterungen damit nicht abgebrochen. Minutoli schilderte unermülich in grellen Farben die Nachteile, die die Landleute beim Verkauf ihrer Erzeugnisse durch die mehr oder minder unsauberen Manöver der vielfach von den kleinen Getreidehändlern begünstigten Faktoren erlitten. Für die von ihm vorgeschlagenen Schutzmittel fehlte es an gesetzlichen Handhaben.⁴⁾ Auf Grund seiner langen Erfahrungen erwartete auch Minutoli von einer Getreidebörse mannigfache Vorteile, obgleich die kleinen, besonders unbeholfenen und leichtgläubigen Bauern dadurch keinen Schutz vor Ausbeutung finden würden, denn bei der Seringfügigkeit ihrer Vorräte lohnte kaum die doppelte Reise mit den Proben und dann mit den Waren, so daß sie mutmaßlich weiterhin den Wochenmarkt bevorzugen würden. Aber von den größeren Besitzern ließ sich erwarten, daß sie lieber die Börse beschicken und sich dadurch die Ausnutzung günstiger Konjunkturen offen halten, als ihre Erzeugnisse den Marktpreisen unterwerfen würden. Dann gewöhnten sich vielleicht auch die kleinen Landwirte allmählich an eine Verkaufsweise, die sie von den Machinationen der Faktoren befreite, da diesen Leuten mit Ausnahme der vereidigten Getreidemakler der Zutritt zu dem Handelshaus ver sagt werden konnte. Für das unbeteiligte Publikum ergab sich dann noch eine Verringerung des lästigen Marktverkehrs und der Anstauung zahlreicher Wagen auf engem Raum (an die Regierung I. 10. Dezember 1844; diese an Beurmann 29. April 1845). Um nach dem Wunsch des Ministers den tief eingewurzeltten Schäden sofort wirksam zu begegnen, empfahl Minutoli gesetzliche Bestimmungen, wonach jeder Käufer unmittelbar nach Abschluß eines Marktgeschäfts dem Verkäufer Preis und Quantität der Ware mit seinem Namen bescheinigen mußte, um nachträglichen Änderungen vorzubeugen, die bisher zu häufigen, schwer schlichtbaren Streitigkeiten geführt hatten. Da die Analphabeten auch unter dem Landvolk seltener wurden und die Bauern sich gegenseitig bei der

⁴⁾ Das Polizeidirektorium hatte schon am 27. März eine strenge Verordnung gegen Makler, Kommissionäre und Faktoren erlassen (Zeitung des Großherzogtums Posen Nr. 155), wonach Gebührentaren für Gesindemakler und Strafen für deren Übertretung festgesetzt wurden, niemand seine Profession ohne Erlaubnischein oder haufierend, d. h. seine Dienste unbestellt anbietend, ausüben, auch kein Gewerbetreibender Aufträge verschiedener Personen mit kollidierenden Interessen annehmen durfte.

Kontrolle aushalfen, versprach die plumpe Falle einer unrichtigen Preisnotierung wenig Erfolg.

Noch ehe aber diese amtlichen Erörterungen ein Ergebnis zeitigt hatten, versuchten einige Interessenten im Wege der Selbsthilfe zu einer Lösung zu gelangen. Die Seele dieses Unternehmens war ein Gutsbesitzer v. Trapeczyński. Mit bereitwillig erteilter Genehmigung des Oberpräsidenten mietete er vom Magistrat einen Raum im Wagengebäude als Vereinigungspunkt für Käufer und Verkäufer von Getreide, um dadurch die bisherige Geschäftspraxis zu umgehen.⁵⁾ Bald darauf schritt man zur Gründung eines festen Vereins mit der Bezeichnung *Handelsaal*. Die Regierung billigte den Statutenentwurf mit der Maßgabe, daß keine besonderen Makler angestellt und vereidigt, sondern der Bedarf aus den schon anderweitig vom Staat konzessionierten gedeckt wurde. Als bloße Geschäftsvermittler durfte der Vorstand auch unvereidigte Personen zulassen, sofern sie sich über Befähigung und Befugnis zu einem solchen Gewerbebetrieb gehörig auswiesen (Reg. I. an den Vorsitzenden Grafen Cieszkowski 22. August). Das Ziel der Gesellschaft legte § 1 der Satzungen dahin fest: „Zweck des Vereins ist die Handelsgeschäfte, vorzüglich die mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, zu erleichtern, und auf kürzere und schnellere Weise, durch Versammlungen der Käufer und Verkäufer zu bestimmter Zeit an einem bestimmten Orte, sowie auf sonstige geeignete Weise, nach Art der Börsengesellschaften anderer Handelsplätze zu vermitteln“.

Zu diesem Behuf sollte eine Anzahl vereidigter Makler angestellt,⁶⁾ für die regelmäßigen Zusammenkünfte beider Parteien an Wochentagen vormittags ein Lokal geöffnet und der Zutritt in der Regel allen Gewerbetreibenden frei gestellt werden. Als Mitglieder kamen Landwirte, Kaufleute, Handwerker und Künstler, die sich lediglich von ihrem Gewerbe ernährten, in Betracht. Zur Deckung der Ankosten wurden 1 Rtr. Eintrittsgeld und 2 Rtr. Jahresbeitrag erhoben. Der Vorstand, der zu seiner Unterstützung einen besoldeten Kommissar annehmen durfte, hatte neben der Vertretung nach außen die gesamte Verwaltung und Tätigkeit des Vereins zu leiten; er umfaßte je 12 auf 3 Jahre gewählte Landwirte und Städter, wovon $\frac{1}{3}$ jährlich auschied. Die Neuwahl war der Generalversammlung vorbehalten.

Der Verein trat mit 295 Mitgliedern ins Leben, darunter neben vielen deutschen und polnischen Kaufleuten und Gutbesitzern schon eine Reihe von Angehörigen des polnischen Mittelstandes. Im Vor-

⁵⁾ An v. T. 23. März 1845. Durch Zeitungsnotizen versuchte man die öffentliche Meinung für die Getreidebörse zu erwärmen (vgl. Nr. 135). Später wurden auch laufend Nachrichten vom Handelsaal wiedergegeben, ebenso die Marktpreise aus Stettin.

⁶⁾ Unter den 21 vom Vorstand vorgeschlagenen wählte Minutoli 11 Makler aus, sämtlich Juden, deren Tätigkeit durch eine Instruktion vom 20. August geregelt wurde. Sie erhielten bei geschlossenen Verträgen $\frac{1}{2}\%$ des Kaufpreises als Provision (Schr. des Stadtdirektoriums an M. 18. Oktober; Antwort 23. Oktober).



stand begegnen uns die Namen Kaufmann Auerbach (Kassenwart), Kaufmann Griesinger (Sekretär), v. Treskow, v. Chlapowski, Andersch, Leitgeber, Jaraczewski usw. Das polnische Element überwog und die Mitgliederliste wurde nur polnisch gedruckt.

Bei der Eröffnungsfeier am 5. November 1845 wies Oberbürgermeister Naumann in einer offenherzigen Rede darauf hin, daß scheinbar der Wunsch, das Gute zu verbessern zu der Gründung geführt habe, während die wahre Veranlassung tiefer lag. Obwohl die Sakungen davon schwiegen, wußten die Eingeweihten, daß man die Ursache in Übelständen ernstester Art zu suchen hatte: Sie lag, nach dem mildesten Ausdruck, in der „Unzuverlässigkeit“, mit der bisher die Handelsgeschäfte in Posen sehr allgemein betrieben wurden. Die Schuld war eine beiderseitige; es gab Leute, die Spreu als Weizen verkaufen und solche, die Weizen als Spreu kaufen wollten. Da der reelle Handelsverkehr an Treu und Glauben hing, Unzuverlässigkeit mit Entwertung des Kredits aber seinen Hauptnerv durchschnitt, war es natürlich, daß vor allem dieser Kredit im Land schmerzlicht vermisst wurde und das Wirtschaftsleben noch sehr darniederlag. Am stärksten machte sich die Unsolidität im Getreidehande fühlbar; hier mußte man ihr also zuerst entgegentreten. Doch allen Handelszweigen sollte das Institut zu gute kommen. Man konnte auf besten Erfolg hoffen, wenn auch Gleichgültigkeit und selbst Anfeindung nicht ausbleiben würden, da der Handelsaal erst im Kampf mit unlauteren, an teurerem Kredit interessierten Elementen Boden gewinnen mußte (Zeitung Nr. 262).

Diese Voraussage rechtfertigte im ganzen der nach einem halben Jahr erschienene Rückblick. Hiernach war der Erfolg noch kein glänzender, aber man kam vorwärts. Die Mitgliederzahl war auf 311 gestiegen und trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse war eine heilsame Wirkung nicht zu verkennen (Zeitung Nr. 156 von 1846).

In der Hauptsache bildet der Handelsaal die Schöpfung einiger energischer Gutsbesitzer, die sich gegenüber den Mißständen im gewerblich-kommerziellen Leben der Provinz ohne staatliche Einmischung auf eigene Faust zu helfen versuchten. Der Anteil der Polen darf dabei nicht verschwiegen werden, unter denen die „Realisten“ hier einen Erfolg buchen konnten.

Auf die Dauer vermochte die nur zur Gesundung des Lokalverkehrs dienende Anstalt freilich den Anforderungen nicht zu genügen. Sie ist deshalb von kurzem Bestand gewesen und wurde, nach dem 1851 eine Handelskammer gegründet war, 1856 durch die auch dem Fernhandel dienende „Kaufmännische Vereinigung“ überholt⁷⁾; als Vorschule hierzu hat sie aber doch sicherlich gute Dienste geleistet.

⁷⁾ Vgl. Jaffe: Die Stadt Posen unter preußischer Herrschaft. Leipzig 1909, S. 229.

Aus unserem Schrifttum.

Wir bringen unseren Lesern zu Weihnachten mit gütiger Genehmigung des Herausgebers der „Münchener Laienspiele“ zuerst ein Hirtenlied aus dem „Weihnachtsspiel aus dem bayerischen Wald“*), dann eine Szene aus dem in der Münchener Reihe neu erschienenen Spiel: „Das Maria- und Joseph-Spiel“ von Wilhelm Hinterthür.**)

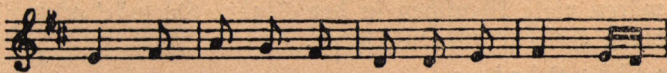
Hirtenlied.



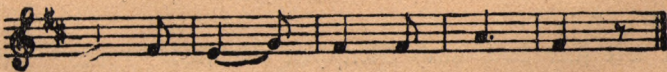
Laufet ihr Hirten lauft alle geschwind!
Suchet Maria, besuchet das Kind!



Bringet dem Kindlein das Hirtenge-



schenk! Der Joseph der sagt euch den größ-



ten Dank. der Joseph, der Joseph!

Laufet ihr Hirten, lauft alle zugleich!
Nehmet Schalmeien und Pfeifen mit euch!
Laufet gen Bethlehem eini in Stall!
Grüßet das Kindlein zu tausend Mal:
Messias! Messias!

*) Weihnachtsspiel aus dem bayerischen Wald. Erneuert von Wilhelm Dörfler und Hans Weinberg. Mit Notenbeilage. München, Chr. Kaiser. 1.50 Mk.

***) Erschienen bei Chr. Kaiser, München, 0.90 Mk.

Das Hirtenspiel.

Die beiden Hirten stehen nachts im Feld.

Der erste Hirte:

Die Lämmer waren heut so rastlos.

Der zweite Hirte:

Die meinen auch. Als hätten sie heut abend noch was vor.

Der erste Hirte:

Mir ist, als läg ein blauer Schleier in der Luft. So samten und so licht kommt mir die Nacht vor.

Der zweite Hirte:

Ich seh nur Finsternis, die schweigt, als hätt' sie sich erschreckt.

Der erste Hirte:

Schau, wie die Stadt da drüben funkelt! S'ist eine Menge Volk da drinnen heut. Viele sind weit hergekommen, weil man sie zählen will. — Da leuchten die Lichter, da drüben!

Der zweite Hirte:

Wir sind allein in der Nacht.

Der erste Hirte:

Wie das brennt und funkelt und glüht, diese Stadt!

Der zweite Hirte:

Aber ringsherum ist Nacht. Und so ist die Stadt nur eine glühende Kohle auf dem nächtigen Feld.

Der erste Hirte:

Da wären viele Menschen in der Stadt. Da wär' auch für unser Wort ein Hall in andern Ohren.

Der zweite Hirte:

Das ist der Sitz der Herren! Wir sind die Knechte. Wir sind die Hirten. Wir sind allein in der Nacht.

Der erste Hirte:

Aber wir sind doch auch Menschen wie sie!

Der zweite Hirte:

Wir sind, um ihre Lämmer zu hüten.

Der erste Hirte:

Aber ich bin doch auch ein Mensch!

Der zweite Hirte:

Uns gehört die Finsternis. Wir sind die Herren dieser großen Nacht.

Der erste Hirte:

Das ist wie in einem Traum, den ich in diesen Nächten gehabt.

Der zweite Hirt:

Was für ein Traum?

Der erste Hirte:

Mir träumte, ich und du und manche andern, wir hatten allzusammen ein Haus bekommen. Und in dem Haus war eine Stube

und ein großer Saal. Die andern alle schlüpfen in die Stube und nur uns beiden ließen sie den Saal. Doch in der Stube war es licht und warm und lärmig. Wir aber tappten in dem kalten, finstern Saal — das war so schauerlich — die Furcht schloß uns die Sinne — sie tappte, schlüpfte, schlich mit uns herum. Die andern aber ließen uns nicht ein und höhnten: Ihr habt doch euern großen Saal, ihr beiden! — Wir aber kauerten an der Tür zur Stube und lauschten hingegeben durch die Ritzen.

Der zweite Hirte:

Wem ist das Sein was anders als ein Licht durch Ritzen! —

Der erste Hirte:

Es ist ein Summen in der Luft. Als käme es durch Mauern. Als hätte eine Mauer einen Riß, durch den ein Summen fließt.

Der zweite Hirte:

Ich will zu meinen Schafen.

Der erste Hirte:

Willst du dich niederlegen?

Der zweite Hirte:

Ich will ins Dunkel fließen wie ein Strom, der unter Schatten durch die Nächte gleitet, und will mich selber ganz vergessen und weiter nichts sein wie ein Hirt, der schläft!

Der erste Hirte:

So dumpf ist das! Wir sind nur immer da, zu warten! Und niemand weiß, auf was!

Der zweite Hirte:

Auf unsern Schmerz und dann auf unsern Tod! — Ich geh jetzt schlafen, Hirt!

Der erste Hirte:

Halt! Wart' noch ein wenig!

Der zweite Hirte:

Was soll's denn noch?

Der erste Hirte:

Ich bin nur so allein.

Der zweite Hirte:

Haha! Wie ein Verliebter gurrert der Mann mich an! Ich bin nur so allein! — Ich auch!

Der erste Hirte:

Ja doch! — Auch eine Magd, von der der Tritt mir einst durch alle Fesseln zuckte, ging in die Stadt und ist beglückt, von meinen nachtrühllsten Wunden los zu sein. — So geh halt zu!

Der zweite Hirte:

Wack mich, wenn's Zeit ist!

Der erste Hirte:

Halt! — Halt!

- Der zweite Hirte:
Was noch?
- Der erste Hirte:
Horch! — — Hörst du nichts? —
- Der zweite Hirte:
Horch! Horch! — Mir läuft's ganz silbern übern Schädel und
schaudert mich! — Man hört im Fernen einen Klang! — —
- Der zweite Hirte:
Fast ist mir so!
- Der erste Hirte:
Auf einmal ist's wie Dämmern in den Fluren! — Es ist doch tiefste
Nacht! — So hell kommt es mir vor!
- Der zweite Hirte:
Es ist ein Leuchten irgendwo! — Sollt da was brennen?
- Der erste Hirte:
Das ist ein andrer Schein!
- Der zweite Hirte:
Was für ein Schein? — Jetzt mitten in der Nacht!
- Der erste Hirte:
Ein Summen! — —
- Der zweite Hirte:
Ach was! Der Spuk, der spuckt in unsern matten Köpfen! Ich geh'
jetzt schlafen! Weck mich, wenn es Zeit ist!
- Der erste Hirte:
Ich bin jetzt ganz verwirrt! — Und war wohl gar nichts! — —
Halt!
- Der zweite Hirte:
Laß mich! — Laß mich in Ruh in das Vergessen schlüpfen, das
uns die einzige ungegönnnte Hütte ist! Laß mich in Würde meinen
Knechtsweg gehn, den mich die Herren gewiesen — und stör mich
nicht durch Possen!
- Der erste Hirte:
Sei still! — O Himmel! — Welche Flammengarben rücken da
drüben fern herauf! — Die Erde brennt!
- Der zweite Hirte!
Was das bedeutet?
- Der erste Hirte:
Ein ganzer Kreis umflackert lodernnd alle Himmel! Und alles schreit
vor Licht!
- Der zweite Hirte:
Verwirr mich nicht! — Es ist doch bloß der Stern da drüben,
der so grell leuchtet!

Der erste Hirte:
Ein Stern?

Der zweite Hirte:
Dort über Bethlehem!

Der erste Hirte:
Ja, siehst du denn die Flammengarben nicht! Die Flammengarben
überall! Sie kommen näher — da — sie kommen über uns! —
Oh, endliches Gericht, was soll das alles?

Der zweite Hirte:
Ob wir die Lämmer aus der Hürde lassen?

Der erste Hirte:
Wir müssen fliehn! — Es ist Feuer über uns!

Der zweite Hirte:
Ich bleib bei meinen Schafen, Mann! — Und wenn sie zehnmal
mehr noch Feuer sprühen und Funken schleudern — in mir bin ich
ein Hirt. Mag draußen alles durcheinanderwirbeln — ich bleib
bei mir! — Dort sind die Schafe — ich bin der Hirt! — Du kannst
ja gehn! Zieh los! —

Der erste Hirte:
Wie es heraufzieht! — Mensch! Du bist doch auch ein Mensch!

Der zweite Hirte:
Ich bin kein Mensch! Ich bin ein Hirte!

Der erste Hirte:
Hast du denn keine Furcht? Denk ans Gericht — und dein Sünden!

Der zweite Hirte:
Laß mein Sünden aufziehen gegen mich! Sie sind von mir und
sind mir deshalb recht! Ich bin die Macht, die sie gewollt! Und
wenn sie Sühne fordern — gut! Ich weich ihr nicht! —

Der erste Hirte:
Hörst du das Leuten und das Singen nicht? Die Luft ist satt von
Chören! — — Da kommt das Feuer grell und blendend her!
Wo sind die andern Hirten?

Der zweite Hirte:
Draußen!

Der erste Hirte:
Man hört dort in der Ferne welche schrein! Komm! Laß uns
weichen!

Der zweite Hirte:
Die Herde! Mach die Herde frei!

Ein Engel erscheint

Der Engel:
Ihr braucht euch nicht zu fürchten!

Der zweite Hirte:
Was willst du hier?

Der erste Hirte:
Sieh doch! Das ist kein Mensch!

Der zweite Hirte:
Wer bist du?

Der Engel:
Ich bin gesandt, um Kunde euch zu bringen.

Der erste Hirte:
Uns Kunde?

Der zweite Hirte:
Was soll's?

Der Engel:
Es ist ein Kind in dieser Stund geboren. Dort drüben in der Herberg Bethlehems. Das trägt die Güte über alle Welt. Es wird ein Reich der Freundschaft und des Frohsseins gründen.

Der erste Hirte:
Uns Hirten auch?

Der zweite Hirte:
Was soll's mit diesem Reich?

Der Engel:
Es soll ein Mensch den anderen erkennen, ein Mensch bewundernd vor der Welt des andern stehn! Und atemlos soll haften jeder Mensch, den andern zu beglücken, wo er kann. Der eine soll sich vor dem andern nicht mehr fürchten und sich nicht heimlich über seine Bosheit quälen, denn jeder weiß, der andre ist ein Mensch, der das Erbarmen hat, sich zitternd seines Glücks zu freun. Und liebend werden sich die Menschen treffen, vertrauensvoll und ihrer Treue sicher, und stille jubeln wird so manche Seele, sich mit der andern tröstlich zu verschmelzen. Und jedem Mund soll sich ein Ohr und jedem Suchenden ein Weiser finden Und jedem Schmerz ein Kläger, jedem Weh ein Lindern, jedem Mißverstand ein Klärer. Denn die Menschen werden wollen, daß im großen freudigen Zusammenklang der Kräfte das Streben nach geheimen Sehnsens Zielen hineingreift in der Ewigkeiten Wunder, sich aneinander still berauschend im strahlenden Gehörigkeitsgefühl — gleich wie ein Fittich rauscht in dem Gesieder, das lustvoll in die blaue Höhe schießt. Veröhnlichkeit soll alle bitteren Wunden, aus denen im Verborgenen ein blutendes Entsetzen düster träufelt, mit Hoffnungs- seligkeiten leise stillen.

Um dieses Reich zu gründen, lebt ein Mensch, der jetzt als Kindlein in der Wiege liegt und seine unschuldsvolle reine Seele soll schlicht und fest in alle Herzen greifen, so wie ein Vater endlich seine Kinder, die streitend sich verirrt, daheim geborgen gütig wieder um sich scharf. Und eine größere Macht soll Demut wieder

in alle Sinne legen, daß staunend sie das Große wieder groß erkennen können.

Der erste Hirte:

Und alle — alle Menschen sollen sich erkennen? Und alle — wir und jene? — Jene uns? — Und in der Herberg sagst du, sei das, Kindlein?

Der Engel:

Dort in der Herberg liegt's! Es ist ein armes Kindlein, arm wie ihr und darum euch nicht fremd.

Der erste Hirte:

Kann man es sehn?

Der Engel:

Es sind schon viele Hirten hingezogen!

Ab

Der erste Hirte:

So laß uns schaun! — Man sollt ihm etwas bringen!

Der zweite Hirte:

Nimm von den Schafen eins! — Ich will dies Kind mir anseh'n!
— Komm!

Beide ab

Engel singen hinter der Szene mit ganz feinen leisen Stimmen ein Weihnachtslied.

Ende.

Der schöne Garten*)

von

Heinrich Wolfgang Seidel.

Die Lampe stand unerreichbar hoch auf dem Schrank und beleuchtete als ein etwas klägliches Mondgesicht zwei Kinder, die seit einer Stunde miteinander einen Hühnerhof aufbauten. Durch die Dielen des Fußbodens schollen zuweilen die ersticken Laute eines Klaviers, denn im Erdgeschoß des baufälligen alten Hauses befand sich seit fünfundzwanzig Jahren die Singspielhalle zum Paradiesvogel. Es gab dort einen Saal mit einer grellbelegten Bühne, und seltsame Damen, die dauernd in der Gefahr waren, sich den Magen zu erkälten, sangen merkwürdige Lieder; sie erklärten darin das Leben für eine Komödie und behaupteten, indem sie ihre erstaunten Augen auf ein fernes Plakat hefteten („Bockwurst mit Salat dreißig Pfennige!“), daß ihr Herz von Liebe glühe. An ihre Stelle trat gelegentlich ein alter Herr, der mehr für das Seriöse angestellt war und seine Lebenserfahrungen preisgab in dem Rehrvers: „Und wenn ich das Gewissen

*) Aus „Genia“ (s. Bücherschau) mit freundlicher Genehmigung des Verlags. (Bühnenvolksbund 1927.)

wär', dann sagt' ich dies und auch noch mehr!' Allein seine Tätigkeit als Gewissen wurde, obwohl er nur ein kleines Morgenpost-Gewissen darstellte, ziemlich gering geschätzt. Er war jedoch eine Art von bürgerlicher Rechtfertigung für alle jene Ereignisse, die die Halle gegen Mitternacht zu einer Stätte lärmender Freudigkeit machten; dann nämlich schien es, als könnten sich die Paradiesvögel, die längst zum Volke herabgestiegen waren, nur unter brausendem Geschrei wohlfühlen; auch tat es nicht gut, daß nach elf Uhr Herren ohne Hemdkragen Einlaß erhielten, der ihnen bis dahin durch eine vor dem Lokal aushängende Tafel verboten war.

Die beiden Kinder kümmerten sich schon lange nicht mehr um die Musik, die in ihrer engen Stube wie ein ferner Schrei aus dem Abgrund zum Flüstern wurde. Jeden Abend wurden sie allein gelassen, denn Frau Binzer, der das siebenjährige Mädchen gehörte, war Garderobendame der Paradiesvögel, und der Großvater des Jungen hatte bis in die Abendstunden hinein Dienst — irgendwo — es ließ sich das nicht so genau angeben. Wenigstens war dies die Meinung seines Enkels, der ihn für den Besitzer eines zauberhaften Gartens hielt.

Hinter dem gefrorenen Fenster tanzten die weißen Winterbienen, und da Frau Binzer mächtig eingelachelt hatte, um acht grüne Seidenstrümpfe zu trocknen, so war es in der kleinen Stube ganz gemütlich.

Die Kinder nannten sich gegenseitig Adam und Eva, obgleich sie auf andere Namen getauft waren. Aber sie waren eben damit beschäftigt, den Garten des Paradieses aufzubauen, wobei ihnen ein Noachskast hilfreiche Dienste tat. Mit großem Bedacht hatten sie die drei Löwen, die sie besaßen, über ihre rissige und von Wurmlöchern starrende Erde verteilt; jeder war von einer Ehrenwache treuherziger Schafe umgeben und hatte in erreichbarer Nähe seines gemalten Maules ein Huhn, das sich nicht fürchtete. Da gab es ferner eine Hyäne, die Gras fraß, sowie einen traurigen Panther, der mit hungriger Begierde ein wolliges grünes Gebüsch musterte. Überall aber standen die seltsamen beinlosen Wesen umher, die wir als Noahs Familie kennen; sie waren zum Range von Engeln erhoben und offenbar vorübergehend mit dem Verlust ihrer Flügel bestraft.

„Es fehlt noch die Schlange,“ sagte endlich Adam und warf einen sehnsüchtigen Blick in die Stubenecke, wo das Bett der Frau Binzer stand und mit einer schönen Überdecke verhüllt war; die Überdecke hatte Fransen; hundert, wie es schien, aber der Junge behauptete, es seien mindestens tausend.

Das Mädchen legte die dünnen Arme auf den Tisch und seufzte. Sie hatte seit gestern ein wunderliches Gefühl des Schwebens und der Schwere in ihren Gliedern; bald schien die ganze Welt um sie herum zu taumeln, und dann wieder konnte sie kaum die Hand bewegen. Jetzt saß oder kniete sie vielmehr in ihrem Stuhl, aus Angst vor Mäusen; dabei beugte sie das arme kleine Gesicht über das Spielzeug, und ihre langen Haare hingen wie die Strahlen eines Gestirns auf das Paradies hernieder.

„Du funkeltst ja mit deinen Augen.“ meinte der Junge. Er blickte das Kind an, dessen Wangen glühten. „Soll ich mit dem Taschenmesser die Schlange abschneiden?“

Das Mädchen nickte und behauptete dann, eben sei der Löwe von selbst über den Tisch gelaufen und alle Schafe hätten sich nach ihm umgeschaut. Und sie bekräftigte ihre Meinung, indem sie wiederholte „Ich mein' es nicht aus Spaß, sondern wirklich! Ich hab' es gesehen, Adam!“

Der jedoch war längst aufgestanden und hatte eine der Franzen aus Mutter Vinzers Decke abgetrennt. Er hing sie in eine Palme und stellte zwei menschenähnliche Bestalten in ihre Nähe. Dann fing er an zu erzählen:

„Nun werden sie beschwagt und essen den Apfel und dann kommt der liebe Gott!“

„Kann man ihn sehen?“ fragte das Mädchen.

„Nein,“ antwortete Adam. „Er ist unsichtbar, man erkennt ihn daran, daß die Bäume wehen und es plötzlich ganz heiß wird — so, als ob man von der Straße nach Haus kommt und dann ist hinter irgendeiner Tür Weihnachten.“

„Mir ist gar nicht heiß,“ sagte Eva. Sie lehnte sich gegen die Lehne ihres Stuhls und ihre Schultern zuckten. Plötzlich rief sie: „Ich friere ja so, Adam... hilf mir doch...“

Der Junge fing die Gleitende auf und sah in ein Gesicht, das irre Augen hatte. Aber er fürchtete sich nicht, denn das Mädchen rief immer noch seinen Namen, obwohl alles Übrige ihr zu versinken schien. Für die Kraft eines Siebenjährigen war es eine ziemliche Anstrengung die Kranke durch das Zimmer zu tragen; er schaffte es jedoch und legte sie in die Federkissen der Frau Mutter, nachdem er ihr zuvor noch mit aller Vorsicht die Schuhe ausgezogen hatte. Danach blieb er auf der Bettkante sitzen und wunderte sich über Evas glänzende Augen und das Geflecht ihrer bläulichen Schläfenadern, die von hüpfenden Leben bewegt wurden. Einmal legte er leise die Hand an ihr Gesicht und sie sagte: „Das ist gut, denn jetzt bin ich heiß wie Feuer — ich glaube, der liebe Gott ist schon auf der Treppe.“

So blieben die Kinder wohl eine Stunde beieinander; auf der Stirne des Mädchens perlten wasserhelle Tropfen, und der Junge wurde immer schläfriger. Zuweilen zitterte der Fußboden — dann tanzte man unten; die Leitungsröhren, die in der Wand eingemauert waren, seufzten, und auch die Lampe auf dem Schrank gab zuweilen einen unverständlichen Laut von sich. Endlich hörte Adam die Schritte seines Großvaters, raffte sich zusammen und gab der Spielgefährtin einen Abschiedskuß; sie blieb unbewegt.

Draußen im Treppendunkel bat er den alten Mann, leise aufzutreten, da Marie Vinzer krank im Bette liege; er vermied, sie Eva zu nennen, und hatte in dem Augenblick, als er ihren richtigen Namen aussprach, das Gefühl: Nun hast du sie verlassen und keiner sorgt für sie. Dann aber beruhigte er sich rasch bei dem Gedanken, daß unten

die große Pause bevorstehe und Frau Binzer wie gewöhnlich um diese Zeit ihr Zimmer aussuchen werde.

Der Großvater trat jetzt in die Tür, die seinen Namen trug, schüttelte sich und sagte: „Hier ist es gut!“ Der Junge aber tat, was er immer bei solcher Gelegenheit besorgte, er trug dem Alten die hinter dem Ofen gewärmten Schuhe herbei, zündete die Lampe an und setzte den Kessel auf. Hierauf drückte er sich in eine Ecke der Ofenbank und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Auch heute hatte der Großvater einen sonderbaren Geruch von frischem Laub und trockenen Blumen mitgebracht. „Du riechst wie ein Baum!“ hatte der Enkel ihm einst gesagt, als er ihn wieder einmal nach dem schönen Garten ausfragte, in dem der Alte „Dienst tat“. Mit diesem Garten benahm sich der Großvater einigermaßen geheimnisvoll. Er weigerte sich, den Jungen dorthin mitzunehmen und behauptete, er werde solche Orte noch früh genug kennen lernen. Dennoch konnte er es nicht unterlassen, in Anspielungen auf jene merkwürdige Gegend zurückzukommen. So wußte der Junge, daß der Großvater dort mit den vornehmsten Leuten verkehre. Jeder Mensch hat seinen kleinen Ehrgeiz und auch der Alte, der wie ein Baum roch, mußte zuweilen etwas prahlen — das Kind sah ihn dabei immer so andächtig und begeistert an! Er beschrieb ihm die Pracht des Gartens, in dem nur er, und kein anderer, zu befehlen habe. Von einer dicken Mauer sei er umgeben und besitze schmiedeeiserne Tore! In seinem Bezirk aber blühten selbst im Winter die köstlichsten Blumen, und besonders an der Südmauer sei auf das vortrefflichste für die Besucher gesorgt. Tempel gäbe es da mit violetten Fensterscheiben, sowie angenehme Hallen, deren Wände mit musizierenden Vögeln und rankendem Weinlaub ausgemalt seien. —

Nachdem die beiden ungleichen Gefährten eine Weile schweigend verharrt hatten, begann auch diesmal der Junge:

„Ist wieder jemand in deinem Garten angekommen, Großvater?“

Der strich sich den Bart, rieb dann die Brillengläser blank und sprach:

„Allerdings... wir hatten ein großes Fest! Eine richtige Erzellenz war es... wir begleiteten sie zu dem wundervollen Säulenhause hinter der Taxusallee, an dem seit dem Frühling gebaut wurde. Die Erzellenz entschloß sich etwas plötzlich; heute morgen wurde noch an der Vergoldung gearbeitet. Es war sehr aufregend.“

„Und sie hatten alle weiße Kleider an?“

„Gewahre, Kind, nur die Erzellenz. Aber sehr schön, mit ganz feiner Stickerei. Und sie hielt einen Fliederstrauch in der Hand; ich fand wieder, daß nichts so gut zueinander steht, wie Elfenbein-Farbe und blaßblau!“

„Gewiß war es mit Musik!“ sagte der Junge.

„Aber selbstverständlich! Trommeln und Pfeifen und später goldene Posaunen! Man kann nicht sagen, daß wir uns sang- und klanglos benommen hätten. Aber wer war auch alles gekommen, selbst ein siamesischer Prinz...“

„Schwarz?“

„Nein, gelb wie eine Zitrone. Die Herrschaften waren alle sehr gut zu mir . . . wir werden ein fettes Weihnachten haben . . .“

„Ich hätte schon einen Wunsch,“ sagte der Junge. Er war aufgestanden und drängte sich schmeichelnd zwischen die Knie des Großvaters. Da dieser ermutigend nickte, so fuhr das Kind fort:

„Ich möchte so gerne den schönen Garten einmal sehen. Bring mich doch hin, einmal ist ja genug — schenk es mir zu Weihnachten!“

Der Alte aber gab keine Antwort. Er starrte entsetzt das Kind an, denn jetzt erst sah er mit seinem schwachen Gesicht, daß in den klaren Augen des Enkels Fieber glühte. Er erinnerte sich, daß die Krankheit, die jedes Jahr in diesem Stadtteil wütete, in benachbarten Häusern bereits eingekehrt war, und daß auch die Schule diesmal vorzeitige Weihnachtsferien angelegt hatte. Wie anders, wie entsetzlich anders erschien ihm auf einmal der Tod, über den er sonst so kühl und gleichmütig dachte, wenn er in seiner Eigenschaft als Friedhofsverwalter steif und preislich dem Trauergefolge voranschritt! Hier griff die Hand des Erbarmungslosen nach jungem Leben, nach dem einzigen, was seinem stumpfen Dasein Inhalt und Bedeutung gab!

Eine schreckliche Nacht folgte. Der Arzt erschien und sagte, er wolle den Kranken nicht quälen; man wisse ja auch ohne Untersuchung, woran man sei. Er begab sich alsbald in die Nachbarwohnung, wohin ihn ein Mädchen geholt hatte, auf dessen geschminktem Gesicht Tränenspuren standen. Dort füllte er einen Schein aus, worauf er davon fuhr, totgehekt und nach Schlaf begehrend.

Adam aber träumte. Er saß mit Eva in einem klingelnden Schlitten, der über ein Wolkengebirge von Federbetten dahinfuhr und mit zwei hölzernen Elefanten bespannt war; der eine Elefant hatte an Stelle des Schwanzes nur einen glitzernden Leimtropfen. Sie durchheilten unermeßliche Räume, die von kristallener Musik klangen, und hielten endlich vor einem wundervollen Gartengitter.

„Hier steigen wir aus,“ sagte Eva.

Nun standen sie im Schnee, aber ihre Füße waren so heiß, daß der Schnee zerschmolz.

„Sieh nur den schönen Garten!“ rief Adam.

Wirklich, — das war der Mühe wert! Denn in dem Garten brannte ein herrlicher Weihnachtsbaum; Sterne waren seine Lichter und ein Strom von Gold rieselte über seine Zweige. Um den Weihnachtsbaum aber tanzten lustige Kinder, die hatten schneeweiße Gewänder angetan, und zu ihren Füßen blühten Anemonen und Veilchen. In der Ferne sah man hohe Gestalten gehen, und Adam erkannte die Erzellenz an dem Fliederstrauß, den sie in der Hand hielt. Freilich war alles wie ertrunken in einem geheimnisvollen Schleierweben; der schöne Garten schien in seinem eigenen Licht zu ruhen und Klang und Duft, die zuweilen in die unwirkliche Winterwelt hinausdrangen, ließen sich nicht recht mit irdischen Erscheinungen vergleichen.

„Ich werde jetzt läuten,“ sagte Eva und erhob ihre durchsichtige Hand zu einem Klingelzug, dessen mondsichelförmiger Griff von der

beschneiten Krönung des Torpfeilers herabhing. Es gab einen Ton, als wehe ein tiefes Seufzen vorüber, die Thür öffnete sich, und das Kind schlüpfte hinein. Adam sah, wie sie mit ausgebreiteten Armen in einem seltsamen Nebel verschwand, er wollte ihr nachhelfen, aber die eisernen Gitter hatten sich längst wieder vereinigt. Vergeblich rüttelte er an der Pforte. Dann rief er den Namen der Gespielin, und sofort kam sein eigener Name wie ein Echo zurück. Da preßte er das Gesicht gegen die Stäbe und fühlte, wie ein unsichtbarer Mund ihn küßte.

Dann aber begann der Schnee in dicken Flocken niederzufallen, während der schöne Garten im Nebel zerfloß. Die Flocken waren zart wie ein Hauch und gar nicht kalt; sie umgaben den Träumenden, der in süßer Müdigkeit in ihre Umarmung sank und langsam das Bewußtsein verlor. Ruhig schlug sein Herz, unermüdet und lautlos.

Inzwischen begrub der Großvater die Ernte, die täglich ausgesät wurde im Garten des Todes. Er hatte in der Frühe des nächsten Tages — es war der 24. Dezember — wie alltäglich seinen Dienst antreten müssen, und, während er knisternd über den Schnee dahinschritt, recht alt und kläglich ausgesehen; die Träger, die ihre Last heute öfter als sonst wechselten, sahen ihn jedesmal zittern, wenn die Seile schnurrten und wieder einmal Erde zu Erde kam. Schon am Nachmittag quollen die Nebel auf, so daß man die Stadt nicht mehr erblickte. Was nur der Junge machte, und ob die alte Frau, die er für den Tag angenommen hatte, an seinem Bett auch nicht einschlief? Aber es half nichts, er mußte aushalten und erlebte es, daß einzelne Trauernde auf den Gräbern kleine Christbäume anzündeten. Das alles nahm er wahr von seinem Bureau; wunderbar leuchtete es im Nebel — es war von seinem Platz aus fast anzusehen wie ein einziger riesenhafter Baum. Und plötzlich glaubte er, sogar leisen Gesang zu vernehmen und helle Gestalten zu erblicken, die im Lichterschein einerschritten...

Als er, ganz wider seine Gewohnheit, in einem Wagen heimfuhr, überkam ihn der Schmerz noch einmal wie eine körperliche Qual. Er sah durch das beschlagene Fenster die geschäftige Fröhlichkeit des Tages, er hörte Kirchenglocken und bemerkte bereits brennende Christbäume. Der Paradiesvogel war überfüllt; man trank Punsch und es roch nach Pfannkuchen. Mühsam keuchte er die Treppen empor und begegnete dem Arzt.

„Nun.....?“

„Sie werden selbst sehen!“ sagte der und lächelte.

Als der Alte in das Zimmer trat, sah er seinen Jungen aufgerichtet im Bett sitzen.

„Wir haben uns geirrt,“ meinte der Arzt — „es scheint gnädiger abzugehen, als da drüben.“

Der Junge aber rief: „Es ist wirklich Zeit, daß du kommst, Großvater! Ich habe den halben Tag nachgedacht, was wohl eingewickelt auf dem Schrank liegt!“

Und dann feierten sie Weihnachten.

Bücherschau.

Albert Schweizer: Selbstdarstellung. Mit Bildnis, 44 S. Felix Meißner, Leipzig. Gebettet Mk. 2.

Albert Schweizer bemerkt in diesem kleinen Buch einmal, er hätte sich, als er 1919 aus Afrika zurückkam, „in den Kreisen der Wissenschaft“ für gänzlich vergessen halten können. Denn das der Theologe Mediziner wurde, war unter den Wissenschaftlern der Vorkriegszeit, in dieser beginnenden Blüte des Spezialistentums so etwas wie Selbstmord. Nun, der Musiker Schweizer hat sich durchgesetzt und die „Wirkung“ des Christen Schweizer ist unabsehbar. Um so bedeutsamer ist für die Beurteilung des ganzen Schweizer, daß er hier (im Rahmen der Sammlung: „Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“) einen Rechenschaftsbericht über sein wissenschaftliches Werk gibt. Denn das ist ja das Einzigartige an ihm, daß er aus und in der Spannung zwischen Wissenschaft und Leben zu solch überragender Bedeutung gelangte. Jedem einigermaßen geschulten Leser seiner Musikbücher und seiner afrikanischen Tagebücher sollte man diese „Selbstdarstellung“ in die Hand geben. Dem Verächter der Wissenschaft weist sie deren Notwendigkeit, den „anschaulichen“, wirklichkeitsnahen „wohltuenden“ Christen und ebenso den abstrakten, spezialisierten Wissenschaftler stellt sie vor die Tatsache „Albert Schweizer“, der zwischen Operationen und Barackenbau seine „Kulturphilosophie“ schreibt und in Paris in der Zeit seiner Doktorarbeit Musik studiert, der in Strassburg predigt und zugleich sein Physikum macht und 1928 wieder als Missionsarzt nach Afrika geht, mit dem Plan, dort seine „Kulturphilosophie“ zu vollenden und eine „Geschichte des Abendmahls und der Taufe in der frühchristlichen Periode“ in Angriff zu nehmen. Das Buch ist sehr lebendig geschrieben und die kurzen thesenhaften Bemerkungen über die wissenschaftlichen Bücher Schweizers sind bei einigem Bemühen auch dem Laien zugänglich. Albert Schweizer traut sich etwas zu, aber er ist nie eitel. Er weiß, daß er etwas geleistet hat, aber er bleibt immer bescheiden. Man muß ihn lieben und ihn bewundern und in jeder Provinz seines Werkes beachten. Rudolf Mirbt.

Korff-Rhedea, Ulrich: Die große Stunde des Camille Desmoulins. Ein Roman zwischen den Wirklichkeiten der französischen Revolution. 483 S. Ebenhausen, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 1929. Kart. Mk. 5,50.

Daß die Geschichte im Grunde ein spannender Roman ist, erweist dieses Buch. Denn jede Einzelheit dieser „großen Stunde“ ist quellenmäßig belegbar. Und obwohl deshalb die Leistung des Verfassers, wie er selber schreibt, wesentlich ein „Finden, nicht ein Empfinden“ ist, erscheint sie durch das Buch als ein großes Kunstwerk. Die Zurückhaltung subjektiver Sicht tritt vor der objektiven Schau in den Hintergrund. Ohne es eigentlich zu merken, sind wir nach wenigen Seiten mitten in dem Beginn der französischen Revolution. Und je weiter wir vordringen, um so gewaltiger wird das Bild dieses unheimlichen Schicksals. Denn daß Revolution auch Schicksal, nicht nur Menschenwerk ist, wird hier so eindeutig. Man wollte Reformen und es wurden Erschütterungen eines Staatsgebildes und eines ganzen Volkes. Es ist merkwürdig, auch hier bestätigt zu sehen, wie abhängig in ihren Entscheidungen gerade die Häupter der verschiedenen Gruppen von Zufälligkeiten und Menschlichkeiten sind. Das gilt für Ludwig XVI. ebenso wie für Murat, Danton, Robespierre und auch Desmoulins. Die Bilder, die uns gezeigt werden, sind bald heiter, bald unglaublich grausam, bald gewaltig und bald auch unendlich kläglich. Das Buch neigt dauernd zu Vergleichen mit der Gegenwart. Wie wenig z. B. die deutsche Novemberrevolution von einer Revolution an sich hat, mit Frankreich verglichen! Und wie zugleich doch auch das spielerische Hineingleiten in immer weiteren Verfall von Sitte und Recht keinen auf den Gedanken brachte, zu welcher unendlicher Tragödie sich dieses Gebenlassen auswirken könnte. In dieser großen Geschichte stellt der Verfasser die liebliche Liebesgeschichte des Desmoulins und der Luciles Duplessis. Man verliert sie immer wieder aus der Erinnerung vor den gewaltigen Ereignissen und doch zieht sie sich wie ein roter Faden durch diese Chronik. Und

als Lucile am 13. April 1794 das Schaffot besteigt, da empfinden wir alle dieses Schicksal fast wie ein Geschenk: denn nun wird sie mit ihrem Camille wieder vereinigt sein, der nur wenige Tage vorher dasselbe Schicksal erlitt. Und beide erfahren dasselbe, was alle, die selbständig in der Revolution eine eigene Meinung darstellen, trifft. Wir stehen nicht an, dieses Buch als eine Art Volksbuch der französischen Revolution zu bezeichnen. Es ist in einer klingenden, anschaulichen Sprache geschrieben und sollte in möglichst viele Hände gelegt werden, damit dieses Stück Geschichte vielen wie ein Spiegel zeige, was Revolution eigentlich bedeutet. Die Deutung von Schuld und Schuldnern gibt der Verfasser unendlich gültig, eigentlich ohne letzte Wertung. Das ist vielleicht das Ergreifendste und Aufrüttelndste an dieser „großen Stunde, daß sie antreibt, den tiefsten Gründen aller Geschichte nachzuspüren. — Daß das Buch in den „braunen Langewiesche-Büchern“ erscheint, macht besondere Freude. Denn damit erscheint der Verlag wieder, wie wir es vor dem Krieg gewohnt waren, in dem kleinen Stoßtrupp jener Verleger, die im Bewußtsein ihrer Sendung das geistige Leben in neue Bahnen lenken: Sie wissen um ein geheimes Erbe und machen darum ihre Leser erwillig.

Rudolf Mirbt.

Gertrud Bäumer: Die Frauengestalt der deutschen Frühe. Mit 36 ganzseitigen Abbildungen. 1929. Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig G. m. b. H., Berlin W 35. Preis 8 Mk.

Gertrud Bäumer versucht an den Frauenskulpturen der deutschen Gotik und Renaissance uns die lebendige Frau jener Tage vor die Augen zu stellen. Die Gestalt der deutschen Frau in jener unendlich reichen Zeit, da ein junges Volk mit seiner heldischen Kultur sich auseinandersetzt mit den geistigen und seelischen Forderungen des Christentums Das Herkommen aus der Zeit der Götter, der neue starke Geist und ihre Synthese sind Kraftströme, die die gesamte Kunst jener Jahrhunderte beleben und tragen. Wie die Frau in besonders starkem Maße für das Neue erwachte und Gefäß für die neue Seiftigkeit wurde, wird uns an dem vorliegenden Buche sehr nahe gebracht. Die Elisabeth des Bamberger Doms ist ein wunderbares

Zeugnis dafür. Gertrud Bäumer erreicht diesen Eindruck in dem begleitenden Text zu den wirklich erstklassigen, schönen Abbildungen nicht durch vieles Theoretisieren, sondern von Bild zu Bild durch eine wunderbare Einfühlungsgabe ins Kunstwerk. Das Buch verlangt keine künstlerische Vorbildung zum Verständnis, obwohl die gebotene Deutung nur auf Grund sehr guten kunsthistorischen Wissens möglich ist. Die Frauengestalt der deutschen Frühe enthält in ungeheuer gedrängter und eindringlicher Form die Elemente deutschen Frauentums überhaupt. Es ist künstlerisch wie auch wissenschaftlich, eine bedeutende Leistung, sie nicht in zergliedernder, sondern in schöpferischer Art der heutigen Zeit vor Augen zu stellen. Gertrud Bäumers wundervolles Buch hat dies vermocht. Nur einem Künstler und religiös offenem Menschen ist dies in diesem Maße möglich. Vielleicht auch nur einer Frau. Im Vorwort sagt G. B., sie hoffe, das dies Buch der modernen deutschen Frau einen Dienst leisten würde. Die Frau von heute hat sehr ihre Form verloren. Sie ist bemüht, eine neue zu finden. In den Frauengestalten der Frühzeit unserer Geschichte wird uns schauend klar, was es ist, das deutsche Frauentum. — Dieses Buch, das sich in Deutschland, in der kurzen Zeit seines Erscheinens, viele Freunde erworben hat, ist in ganz besonderem Maße als Geschenk für Frauen und Mädchen geeignet, ein Geschenk, das seinen Wert nicht verliert.

H. B.

Adrian Ludwig Richter. Ölgemälde, Aquarelle, Zeichnungen mit einer Einleitung herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. 21 Seiten Text, 60 Bildtafeln. 4°. Verlag Emil Piskau & Co., A.-G., Leipzig. 1926.

Ludwig Richter fehlt in keinem deutschen Hause. Jedermann kennt seine reizvolle Illustrationskunst und betrachtet sie immer wieder mit Vergnügen. Seine Holzschnitte — hier stockt man aber angesichts der Wiedergaben in dem von Professor H. W. Singer herausgegebenen Buche, denn mit einem Mal wird einem offenbar, daß die bekannten Holzschnitte nicht immer sehr viel mit Ludwig Richter gemein haben. Zwischen dessen Handzeichnung und der

handwerklichen Reproduktion des Holzschnegers liegt ein großer Abstand und wir müssen feststellen, daß oft sehr bedeutende Werte beim Schnitt verloren gegangen sind. „Dieser Umstand hat Herausgeber und Verleger bestimmt, in vorliegendem Album hauptsächlich auf die Originalzeichnungen zurückzugreifen, beim Versuch die Schönheiten Richterlicher Kunst wieder einmal vorzuführen.“ In der Tat spendet das Buch dem Freunde deutscher Kunst große Freude. Vor allem läßt es uns den gemütvollen Schilderer des bürgerlichen Kleinlebens aufs neue schätzen und sein feinfühliges Können bewundern. Die Abbildungen sind zum Teil farbig, stets genau nach dem Original reproduziert. Das köstliche Buch ist einwandfrei ausgestattet.

Eduard Zeitner.

Zur See mit Pinsel und Palette, Erinnerungen von Willy Stöwer. Geb. 301 Seiten, Preis 14,— Mk. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Auf eine Zeit, reich an Arbeit und reich an Erfolg, kann der Marinemaler Stöwer zurückblicken, wenn er jetzt im 65. Lebensjahre seine Erinnerungen schreibt. Die Liebe zur See und zu seinem Beruf, aber auch die treue Anhänglichkeit an Kaiser Wilhelm II., der sein Streben gefördert und den er auf fünf Reisen als Maler begleitet hat, durchzieht das vorliegende Buch. 257 einfarbige und 4 mehrfarbige Abbildungen geben dem Werk das künstlerische Gepräge. Die reiche Aufmachung gereicht dem Verlag Westermann zur Ehre.

Prof. Stöwer war auch, wie kein anderer, berufen, an dem Prachtwerk im gleichen Verlage mitzuwirken: „Die deutsche Flotte in großer Zeit“, zu welchem der Sieger der Skagerratsschlacht, Admiral Scheer, den Text geschrieben hat.

P. S.

Hans Thoma. Aus achtzig Lebensjahren. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern gestaltet von Jos. Auf. Beringer. Mit 20 Bildern. 347 S. Leipzig, Koehler und Amelang, 1929. Leinwand Mk. 10,—.

Hans Thoma gehört zu den ganz großen Persönlichkeiten, die mit Achtung und Ehrfurcht genannt werden und deren Einfluß auf uns Heutige noch viel zu gering ist, und fruchtbar zu sein. Wenn man diesen mit großer Liebe

zusammengetragenen Briefband gelesen hat, so empfindet man es wie ein Geschenk, in dieses gütige, schlichte, fast vollkommene Leben einen Einblick bekommen zu haben. Etwas Beispielhaftes geht von Hans Thoma aus. Der berühmte Maler hat sich durchbeissen müssen, ehe man ihn gelten ließ. Und gerade die Briefe aus diesen Jugendjahren, die er mit fast pedantischer Regelmäßigkeit schrieb, gehören zu den schönsten Stücken des Buches. Seine ganze Kunst ist ein Dank an Gott. Wir können dies mit keinen anderen Worten sagen. Und ist zugleich ein Dienst an seinem Volkstum, dem er mit seinem ganzen Willen und Denken und Sinnen verbunden war. Es soll nicht geleugnet werden, daß dieser Briefband nicht ohne weiteres zugänglich ist, wie wir ja überhaupt erst wieder lernen müssen, Briefe zu lesen. Aber es ist ja kein Buch, das man einmal liest, um es nicht wieder zur Hand zu nehmen. Sondern ein Hausbuch, das man besitzen muß, um den Wert an Lebensweisheit, den es birgt, in immer neuem Hineinschauen allmählich herauszuholen. Man sollte übrigens den Versuch machen, eine Auswahl dieser Briefe vorzulesen. Denn Thomas Sprache muß man hören, wie man seine Bilder sehen muß.

Rudolf Mirbt.

Niemöller, Heinrich: Ein Pastorenspiegel. Zweite erweiterte Auflage. Elberfeld, Evangelische Gesellschaft 1929. Leinen: Mk. 3.50.

Mancher Leser könnte bei dem Titel dieses Buches meinen, daß es eben nur den Pfarrer angeht. Er würde sich freilich dadurch selber schädigen. Denn dieser „Pastorenspiegel“ hat jeden nachdenklichen Christenmenschen sehr Wesentliches zu sagen. Es kann getrost ein Christenspiegel genannt werden. Aus fast jedem dieser Abschnitte: „Der Hirte“, „Der Zeuge“, „Der Haushalter“, „Der Arbeiter“, „Der Hausvater“, um nur einige zu nennen, erfährt man Nachdenkliches. Dieser alte Pfarrer Niemöller, der dies Büchlein seinen beiden ebenfalls im Pfarramte stehenden Söhnen gewidmet hat, ist ein frommer Mann, an dessen biblisch betonte Sprache sich freilich mancher erst wird gewöhnen müssen. Aber es lohnt sich auch für den, dem sie ferner liegt, ihr zuzuhören. Denn dies Stellen des ganzen Lebens unter diese gütige und doch zugleich fordernde

erbauliche Schau stärkt wirklich den Antrieb zu christlicher Lebensführung. In mancher Beziehung ist dieser „Pastorenspiegel“ ein (schlichteres) Gegenstück zu dem kürzlich erschienenen „Tagebuch eines Großstadt-Pfarrers“. Es ist ein freundliches Geschenkbuch. R. M.

Herrmann, Georg: Vorschläge eines Schriftstellers. 251 S., geh. Mk. 4.—, in Leinen gebunden Mk. 6.— Baden-Baden, Merlin-Verlag 1929.

Dem „Fachmann“ ist dies Buch sicher ein Greuel. Denn Georg Herrmann nimmt sich sein Recht zu fördernder und auch vernichtender Kritik allein auf Grund seines gesunden Menschenverstandes. Diesen besitzt er in hohem Maße und darüber hinaus eine flüssige und eindringliche Schreibweise. Viele geschickte Meinungen äußert er zu Fragen der Politik, der Arbeitslosigkeit, der Fürsorgeerziehung, des Buchhandels u. v. a. Fachleute und Laien all dieser Arbeitsgebiete sollten sich diese Vorschläge Georg Herrmanns einmal anhören. Übrigens wehrt er sich leidenschaftlich dagegen, als „Dichter“ angesprochen zu werden, aus der leider berechtigten Furcht, dann nicht ernst genommen zu werden. Denn der Dichter lebt ja angeblich in einem Wolkenkuckucksheim. Rudolf Mirbt.

Scharrelmann: Der Kindergarten. Ein Buch für Mütter und Erzieherinnen vier- bis siebenjähriger Kinder. Gebunden. 120 Seiten. Verlag Georg Westermann, Braunschweig. Preis Mk. 3.80.

27 kleine Erzählungen und 10 Gedichte in kindertümlicher Form sind der Inhalt des Buches, das Scharrelmann den Müttern und Erzieherinnen für die Beschäftigung mit dem Kinde im vorschulpflichtigen Alter bietet. Der Stoff ist dem Tageslauf und der Umwelt des Kleinkindes entnommen, inhaltlich überwiegt die Großstadt gegenüber dem Lande, wie „Die Eierfrau“, „Der Sandhaufen“, „Im Krankenhaus“, „Laternenlied“, „Der Sonntagsausflug“. Der lehrhafte Ton tritt in einzelnen Erzählungen stärker, jedoch nicht aufdringlich hervor. Scharrelmann gehört zu der Gruppe Bremer und Hamburger Lehrer, die bereits vor dem Weltkriege die verstärkte Einstellung der Schule auf das Kind und den Ausgang des Unterrichts vom Kinde forderten. Die Sprache des Buches ist schlicht, sinn-

fällig und dem geringen Wortschatz des 4—7-jährigen Kindes angepaßt. Den Gebrauch des Buches denkt sich der Verfasser so, daß die Geschichten vorgelesen oder frei erzählt werden und auf Fragen der Kleinen zwanglos auf den Inhalt eingegangen wird. Wenn Scharrelmann im Vorwort gegen das verfrühte Auftreten des Märchens im Kindesleben polemisiert und die Realität in der Wahl der Stoffe bevorzugt, so wird seine Auffassung nicht ohne Widerspruch bleiben. Alles in allem kann das Büchlein als Anregung für Erzählertalente im Verkehr mit den Kleinen empfohlen werden P. S.

40 Jahre Storchentante. Aus dem Tagebuch einer Hebamme von Lisbeth Bürger. Bergstadtverlag Breslau, 1929. In Leinen gebunden Mk. 6.—.

Ein Buch das auf jeden Leser den stärksten Eindruck machen muß. Ein ganz einfacher Mensch, eine Dorfhebamme, erzählt aus ihrem Leben. Der Liebe, der Ehe, der Geburt, dem Tode, allen begegnet sie in ihrem langen Leben und in allen Formen kamen ihr die Dinge entgegen, in allen Kreisen und wie ist für sie alles klar und einfach nur durch ihren kindlichen aber tiefen Glauben und wie geht ein Strom von Kraft von diesem Glauben aus, an dem alle teilhaben, die sich mit Bitten um Rat an sie wenden. All die dicken Bücher über sexuelle Fragen, über Ehe-reform, Geburtenrückgang sind hier überflüssig. Sie sieht in alle dunklen und dunkelsten Dinge hinein in ihrem Beruf, besonders in den Jahren nach dem Kriege, so schwer sie an all der sittlichen Verrohung leidet, ist ihr der Weg doch klar: Keine äußere Reform, sondern nur eine innere, mehr Selbst-zucht, mehr Selbstverleugnung und größeres Vertrauen! Dies alles wird aber nicht theoretisch sondern an vielen Beispielen, an vielen selbsterlebten Erfahrungen des Berufes gezeigt und ganz schlicht mit der nötigen Offenheit, dabei nie verletzend erzählt. Ein Buch das man in vielen, vielen Exemplaren im Volk wissen möchte, in jeder Bücherei in der Hand von Gemeindefschweftern und denen, die mit Frauenberatung und solchen Dingen zu tun haben. Leider ist es sehr katholisch, „leider“ weil wir es dadurch nur z. T. für unsere Arbeit brauchen können. Die Achtung

vor jedem anderen, ernst aufgefaßten Glaubensbekenntnis kommt aber sehr zum Ausdruck und man sollte um des anderen willen vielleicht darüber hinwegsehen. Der Leid und die Not um die Jugend, ihre Verwahrlosung und der ernste Wille zu helfen ist ja auf katholischer wie auf evangelischer Seite derselbe.

H. S.

L ü d t k e Franz, Das Jahr der Heimat. 1929. Geb. 224 Seiten. Verlag: Heinrich Wilhelm Hendrick, Berlin-Charlottenburg. Mf. 4.—

Der Verfasser, Dr. Franz Lüdtkke, ist den Lesern des „Ostland“ durch seine literarischen Beiträge und durch seine organisatorische Tätigkeit im Ostbund vertraut. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß er in dem Träger der Handlung, Ludolf Welthagen, einen Ausschnitt seiner Lebensgeschichte schildert, wie sie sich in den schicksalsschweren Jahren 1919/1920 in den Grenzgebieten außerhalb der Demarkationslinie abgespielt hat. Eigene Erinnerungen aus jener Zeit werden bei der Durchsicht des Büchleins wach, ihre Bilder mischen sich mit den Erlebnissen des Verfassers, so daß ich die Lektüre oft unterbrochen habe, um der quellenden Flut der Gedanken nachzuhängen. Mit stiller Wehmut habe ich das Buch, das mit heißem Herzen geschrieben ist, aus der Hand gelegt.

Daß Lüdtkke das Buch einen Roman nennt, will mir weniger gefallen, es ist eine Aneinanderreihung von Bildern aus trüber Zeit, in der sich Opfermut und Heldensinn einzelner mit Kleinmut und Verzagttheit der großen Menge paaren, so daß sich unwillkürlich der Vergleich mit der trübsten Zeit preußischer Geschichte in den Jahren 1806 und 1807 einstellt.

Wenn sich doch recht viele zur Niederschrift jener zeitgeschichtlichen Erinnerungen finden möchten, um der Nachwelt durch quellenmäßige Belege das Verständnis jener Epoche zu erschließen.

P. G.

H e i n r i c h F e d e r e r. Von heiligen Räubern und von der Gerechtigkeit. 1929. Mit 10 Bildern in Tiefdruck. Herder. Freiburg in Breisgau. In Leinwand 4,60.

Dieses Buch des Dahingeshiedenen scheint wie eine Fortsetzung seiner

Wunder- und Wandergeschichten aus dem Süden. Als er diese schrieb, mag er jünger gewesen sein, sie sind lebendiger und lauter als die neuen. In dem vorliegenden Büchlein ist viel gesagt von den ewigen Dingen und wo nichts von ihnen gesagt wird, leuchten sie durch. Der heilige Franz wandert vor allem durch die Geschichten, und es scheint, als suche der Dichter, wenn er durch Umbrien wandert, heute noch eine Spur von seinen Tritten, heute noch auf den Gesichtern der Menschen ein Lächeln, das der heilige ihnen schenkte. Vom Lächeln des heiligen Franz handelt ein ganzer Teil des Buches und was Federer da von Franziskus erzählt, rührt mit seinem Verständnis und der Schlichtheit des Glaubens an die Wurzeln aller Frömmigkeit und fröhlicher Weltüberwindung. Dieser reine Poet Heinrich Federer erscheint uns oft als ein feiner Bruder des großen Heiligen.

H. S.

B l o e m, W a l t e r: Held seines Landes. Roman. 438 S. R. F. Koehler 1929, Leipzig. In Leinen gebunden Mf. 7.—

Es ist uns Europäern sehr gesund, in diesem Buch darauf gestoßen zu werden, daß auch Amerika eine Geschichte hat, zudem eine, auf die es sehr stolz sein kann. Wir sprechen allzu leicht mit einer gewissen Überheblichkeit von dem nur in Gegenwart und Zukunft gebundenen Amerikanismus. Wir sollten behutsamer sein. Der „Held seines Landes“ ist Washington, der Gründer der Vereinigten Staaten von Amerika, der Empörer wider das Mutterland England, der älteste Vorgänger Roosevelts und Wilsons. Eine Persönlichkeit großen Ausmaßes, voll Wartenkönnens und Zupackenkönnens. Walter Bloem muß die Zeit sehr eingehend studiert haben. Denn immer hat man das Gefühl, daß er seinem Stoff gerecht wird. Man muß dem Dichter dankbar für diesen großen geschichtlichen Roman sein, wie wir keineswegs viele besitzen. Zudem erfahren wir an der Persönlichkeit Washington, welche gewaltige Kraft von einem „demokratischen“ Staat ausgehen kann.

Rudolf Mirbt.

B ö h l a u. H e l e n e: Eine zärtliche Seele. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 1930. In Leinen gebunden Mf. 6,—.

Dies neue Buch von Helene Böhlaus spielt in Südtirol, in Bozen zum Teil während des Krieges. Eine Reihe der sonderbarsten Menschen laufen da herum Meist sind sie vom Leben schon recht zerzaust und mitgenommen und suchen sich da ein gutes Flecklein zum Ausruhen Im Haus der Zwölf Apostel, das ein sehr lebenslustiger Ahn seinen Nachkommen als Ruheitz unter den merkwürdigsten Bedingungen vermacht hat, finden sie sich zusammen. Eines der Nachkommen ist ein kleines Waislein. Es kommt, weil es sonst keinen Unterschlupf hat, auch dahin und wächst zwischen all den zerzausten Gefellen und den alten Damen auf. Es ist ein rechtes Sonnenkind und macht alle froh. Raum erblüht, liebt es einen Spielkameraden. Der muß ins Feld, und nach kurzer Zeit hat sie die Todesnachricht. Der Reichtum dieses jungen Herzens kann aber nicht versiegen, obwohl es so sehr leidet um den Einen, Einzigen. Es verströmt sich an anderen Menschen, an die Weite, an die Schönheit. Den unfreundlichen Arzt nimmt sie schließlich nur zum Mann, um ihm aus all seiner menschlichen Enge herauszuhelfen. Er sieht aber an ihr nur ihre jugendliche Süße, nimmt sie wie einen Raub und läßt sie dann liegen. Das alles geht ihr aber nicht tief, sie ist schon wie nicht hierher gehörig. Was sie noch hat, verschenkt sie an Menschen und Tiere und durch eines der Tiere stirbt sie schließlich. Durch Handlung wie auch durch die Sprache erreicht Helene Böhlaus in diesem Buch, daß das kleine Dorettchen scheu und jung mit einem übervollem Herzen, wie ein Licht durch einen grauen Tag geht. H. J.

Edwin Erich Dwinger: Die Armee hinter Stacheldraht. (Das sibirische Tagebuch.) 306 S. Jena, Eugen Diederichs, 1929. Gebestet M. 4,50.

Im Weltkrieg wurde nicht nur an den Fronten gekämpft. Auch in der Etappe. Auch in der Heimat. Auch in Gefangenschaft. Und er wurde auch überall dort gewonnen und verloren. Wie man will. Dwinger hat ihn — überstanden. Als Fähnrich wird er in Rußland schwer verwundet gefangen. Noch an Krücken muß er aus dem Lazarett in die endlose Reihe von Lagern. Er gehört zu den 8000, die die Hölle von Tozkoje überleben. Siebenzehn-

tausend verrecken. Dann Sibirien. 50 Grad Wärme. 50 Grad Kälte. Sie hoffen auf den Sieg. Und warten. Sie hoffen nach Best-Litowst auf die Heimreise. Und warten. Bald werden sie von Roten bewacht. Und warten. Und bald von Weißen. Und warten. November 1919. Viele zerbrechen. Wenige warten — weiter. Und gehen unter. Dwinger übersteht es. Und veröffentlicht nun sein Tagebuch. Ob es literarisch etwas taugt? Darauf habe ich garnicht geachtet. Es ist ein Zeugnis, dessen Kenntnis den Leser erstarren läßt. Manchen wird die Härte ärgern, mit der Dwinger sein Tagebuch schrieb, manchen die Güte, mit der Dwinger von den Russen spricht und von den Kameraden, die zusammenbrechen. Es ist ein Buch der Klage, nicht der Anklage. Es ist z. B. viel von sexuellen Nöten die Rede. Und darum sollte man es mit Vorsicht . . . Nein! Denn kein Kriegsbuch, das nicht alle Dinge offen, schonungslos bei Namen nennt, taugt etwas. So wenig die Bücher etwas bedeuten, die im Kriege nur Sünde, nur Menschliches sehen. Lesen und eigene Haltung zu dem Schicksal finden! Darauf kommt es an. Dieses sibirische Tagebuch ist ein wichtiges Buch neben Remarque, Renn, Beumelberg. Auf der vorletzten Seite steht der Satz: „Auch der ärgste Schutt kann Früchte bringen“. R. M.

Jo hann Falkberger, Die vierte Nachtwache. Geb. 299 Seiten. Eckart-Verlag, Berlin.

Ein ernstes, schweres Buch. Der Schauplatz des Romans ist die Gebirgslandschaft Rörös im Norden Norwegens. Das Kupfer, das hier vor 200 Jahren gefunden worden ist und jetzt noch ausgebeutet wird, gestaltet das Leben der Menschen. Die Übersetzung ist von Gerhard Niedermeyer, der auch das Vorwort geschrieben hat. Träger der Handlung ist der Pfarrer Benjamin Sigismund, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit seiner kranken Frau und den Kindern von Kopenhagen nach Rörös zieht, um die verwaiste Stelle in Bergstaden einzunehmen. Schwere innere Gegensätze stoßen in Sigismund aufeinander und führen zum Drama. Die Liebe und Hingabe an Sunbild, die Frau des Bergknappen David Finne, ist die Irrung und der Fluch seines Lebens. Im Schmerz um die

Untreue seines Weibes wählt Finne den Freitod. Durch lange schwere Einkerkerung tut Sigismund Buße und sucht den Frieden mit seinem Gott. Nach der letzten und vierten Nachtwache hat er sich selbst wiedergefunden und stirbt im Glauben an unsern Herrn Christus in der Hoffnung auf Vergebung an Schwindsucht. Die Erzählung ist stark realistisch, die psychologische Ausmalung des seelischen Prozesses verrät den Charakterschilderer. Neben dem Pfarrer ist Falkberget die Zeichnung des Rüstlers und Grobshmiebs Ole Korneliusen besonders gelungen. Der kulturgeschichtliche Hintergrund des Romans, die Umsiedlung der Natur des Landes und die schwere Fron im Bergwerk zeigen den Heimatdichter, immer aber bleibt das innere Erlebnis die Hauptsache. P. S.

G ö s t a a f G e i j e r s t a m. Iva Ohneland. Geb. 239 Seiten. Preis Mk. 6,20. Verlag: Westermann-Braunschweig.

Gösta af Geijerstam ist der Sohn Gustaf af Geijerstams, der als Dichter der Weltliteratur angehört. Die Übertragung aus dem Norwegischen stammt von Else v. Hollander-Losow. Der starke Fels, der die Lebensarbeit so wenig lohnt, der harte und lange nordische Winter schaffen Menschen eigener Art, stark und schwer im Handeln, mit ausgeprägter Individualität, deren Entwicklung durch die weltentlegenen Höfe im Hochland stark beeinflusst wird. Iva Ohneland (ohne Land) ist ein entwurzelter Bauer, der das väterliche Erbe des Großhofes nicht halten kann. In Scham und Mut über seine eigene Unzulässigkeit erschießt er vor der Versteigerung den Zuchthengst des Hofes. Iva verschmäht die angebotene Hilfe seines Ohms Suttrom auf Braenna. Innerlich zerrissen und verbittert steigt er in die Berge, um in einer Sennhütte das Leben zu fristen. Auch in der Ehe mit der Sennmagd Barbro, die er heiraten muß, findet er kein Glück. Lieblos und trieblos und schaffensunlustig verstreichen die Jahre, immer wieder steigt er hinauf in die öde Bergwelt, um wochenlang in Almhütten zu hausen und mit den Erträgen von Jagd und Fischfang den Hunger zu stillen. Schlicht und ohne große Worte erzählt der Dichter ein tragisches Schick-

sal. Meisterhaft sind seine Beschreibungen der wilden Natur des Landes, das Ringen ums Leben mit dem Schneesturm, der Kampf mit dem Großtier des Waldes. P. S.

F e c h t e r, P a u l: Die Rückkehr zur Kultur. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1929. Preis Mk. 7,50.

Ein sehr erholbares Buch. Wie alle von Fechter. Echter Humor und ein warmes Herz vereint mit großer Menschenkenntnis und starkem Erzählertalent machen dies Buch sehr liebenswert. Es ist die Fortsetzung seines ersten Buches: „Die Kletterstange“ und hat als Inhalt die Erfahrungen des Ehepaares Abegg beim Siedeln in einem Vorort Berlins. Die vielen Schwierigkeiten bei diesem Unternehmen, die ganze Atmosphäre eines solchen Siedlungsvolks und die verschiedenen Menschen, die dort wohnen, werden äußerst humorvoll erzählt. Einen ersten Gehalt bekommt die Geschichte durch die Sehnsucht der Frau Abegg, über all das Äußere und Ablenkende zu wesentlichen Dingen vorzustößen und ihrem Versuch, sich von ihrem Mann zu trennen, weil sie fühlt, daß ihre Ehe nach dieser Richtung hin unerfüllt blieb. Erst als das Schönlein geboren ist, ahnt sie, daß diese Dinge und Fragen anders zu lösen sind als es ihr bisher schien, natürlicher und schlichter. Und somit kommt sie jetzt erst wirklich zur Natur, obwohl sie schon vor einem Jahr mit der Begründung, sie wollten „Zurück zur Kultur“, gesiedelt sind. Ein liebenswürdiges, heiteres und doch gehaltvolles Buch. S. S.

G r o g g e r, P a u l a: Die Räuberlegende. Ostdeutsche Verlagsanstalt. 1929. Preis Mk. 6,80.

Dieses neue Buch der österreichischen Dichterin scheint die Aufwärtsentwicklung ihrer Kunst neu zu beweisen. Hat ihr erstes von allen sehr anerkanntes Buch „das Grimmingtor“ an einem Mangel an Straffheit und zielvollem Aufbau zu leiden, ist dies z. T. auch noch bei den „Sternsängern“ der Fall, so kann man von diesen neuen Geschichten nur sagen, daß sie vollendet in der Form sind. Bei aller Weite ist der Aufbau besonders in der Räuberlegende straff und sicher. Die Sprache hat an Schwere und Dichtigkeit zugenommen. Diese eigenartige Verknüpfung von historischer und dialektischer Sprache gibt

dem Geschehen eine wunderschöne Heimat- und Zeitgebundenheit. Obwohl der Sinn alles dessen, was in dem Buch steht, es nicht ist. Der Inhalt wird durch diese Erzählweise etwas verdunkelt und es ist gut so, denn von solch nahen und heiligen Dingen redet es sich besser in Bildern. Der Kampf des Bösen auf der Welt und die Sehnsucht des Menschen nach Gütern ist der Inhalt des Buches. Oft will der Mensch nicht, wie der Räuber Heidelschupfer nicht wollte, aber Gott schickt jemand, dem man begegnet und man kann nicht an ihm vorbei. Dem Heidelschupfer schickte er erst die arme Magd, die dumpf nach Reinheit suchte, als das nichts nützte, kam das Christkindel selbst und das hat es fertiggebracht. Den beiden starken Zwillingenbrüdern Reprobos und Offer schickt Er eine Mutter, die sie losliebt vom Bösen und dem Francesco in Assisi nur einen Raben, aber als der arme schwarze Gefell seine Mission mit dem Leben bezahlt, ist es auch so weit, daß Gott im Himmel sagen kann: „Guten Morgen, heiliger Franziskus“. Von solch guten und tiefen Sagen redet das Buch und es redet so schön, daß man denkt, es ist für einen selbst geschrieben und man möchte der Dichterin recht warm dafür danken. Ganz besonders gut muß sich solch ein Buch auf dem Weihnachtstisch ausmachen.

S. 3.

Hollander, Klaus Gustav:
Martin Kressanders Paradies.
Albert Langen, München. 1929.
Geb. M. 7.—

Martin Kressander, einen Deutschen der müde und mutlos der europäischen Zivilisation entflohen, treffen wir verirrt und einsam in den Tropen und Urwäldern Südamerikas. Er erlebt mit einem zufällig getroffenen Amerikaner die ganze Einsamkeit, Schrecken und Größe des Urwalds, durch den sie sich in mühseligen Wochen durchschlagen, um zu Menschen zu gelangen. Der Plan gelingt und in wenigen Wochen ist der Amerikaner wieder in seinen Kreis, in seine Arbeit hineingewachsen. Martin Kressander aber kann es nicht, auch nicht in Berlin, wo er es versucht. Er läßt alles hinter sich, um den Rest seines Lebens auf einer kleinen Insel bei Neuguinea zu verbringen. Sterbend erkennt er nach Jahren, daß man nicht leihen kann und daß das Paradies nicht zu finden ist auf der Erde, man

erkämpft es sich denn selbst. Die ganzen Ereignisse um Martin Kressander gewinnen eine unheimliche Bedeutung durch die geheimnisvollen Beziehungen seines Daseins zu dem einer kleinen Jüdin in Berlin, die ohne ihn zu kennen, jede Station seines Lebens und Leidens über den Ozean miterlebt und schließlich auch gleichzeitig mit ihm stirbt. Eines von den jetzt oft anzutreffenden Büchern, die sich mit den Außenseitern des Lebens und der Gesellschaft beschäftigen. Irgendwie kommen sie in besonderem Maße dem modernen Menschen nahe und lassen Echo in uns erklingen, die vielleicht gefährlich, aber doch sehr lochend sind.

S. 3.

Lersch Heinrich: Der grüßende Wald. Bühnenvolksbund, Berlin.
Geb. 2.— M.

Lersch, der heimatverwachsene Schmied vom Niederrhein, erzählt Geschichten und Legenden aus seiner Heimat. Geschichten vom Schmied Garribaldi, der dank seiner Kraft tolle Stücklein aufführt. Der zum Teil recht derbe Inhalt wird weniger derb durch die Heiterkeit, mit der er erzählt wird. Diese lebenswürdige, heitere Wärme kommt besonders zum Ausdruck in den beiden gereimten Geschichten: der grüßende Wald und in der Legende vom lieben Vieh.

S. 3.

von Melchow, Karl Benno:
Das ländliche Jahr. Albert Langen, München 1929.

Dieses Buch ist ein Loblied der Erde, der deutschen Erde. In solcher Art vom Heimatboden sprechen, können die lebenden Deutschen schlecht. Die nordischen Schriftsteller können es besser. Dieses Gesunde, Erdgewachsene und verbundene ist es, was wir in der modernen Kunst der Nordländer lieben. Es ist gut, daß wir in diesem Buch ihnen etwas entgegenzustellen haben. Wir haben wenige solcher Bücher, vielleicht ist der Winter von Friedrich Griefe (Quitzow-Verlag 1927) ähnlich. Wir sollen uns darum doppelt dieses Buches freuen. Ganz schlicht, ganz einfach erzählt der Verfasser vom Leben auf dem Lande. Es rundet sich ein Jahr in der gleichen Schönheit, Arbeit und Gesetzmäßigkeit wie ehemals. Die gleichen Verrichtungen, dieselben Handgriffe wie alle Jahre vorher, aber doch immer neu durch eine neue Hoffnung und durch andere Menschen. Die Landmenschen wissen ja

nicht, wie sie sie umhüllt und gut bettet, — die Mutter Erde. Der junge Inspektor aber, der aus der Stadt kommt, der empfindet ganz stark all die Schönheit, Ruhe und das gute Geborgensein, das die Scholle ihm schenkt, und ihr dankt er die Gesundheit seines Wesens. Nicht die Stadt kann ihm später Zuflucht sein, sondern das kleine Stück eigen Land wird es, das er selbst pflügen und bebauen muß. — Aus all den zusammengetragenen Berichten über Arbeit, Mühe, kleine Freuden des Landlebens, und all den verschiedenen Menschenkindern Bauern, Landarbeitern, Gutsbesitzern und Viehhändlern hat der Verfasser nicht nur ein sehr gutes Bild ländlichen Lebens geschaffen, sondern darüber hinaus ist ihm vielleicht besonders durch die schlichte, fast berichtartige Sprache gelungen, dem Leser etwas von der großen Ruhe, Gesetzmäßigkeit des bebauten und bewaldeten Landes und von den gnadenvollen Zusammenhängen von Himmel und Erde ahnen zu lassen. — Das Buch möchte man gleichermaßen dem Städter als Rast, dem Landbewohner als Bestätigung schenken können. Der sehr gute Leineneinband macht es auch zum Geschenkband besonders geeignet. H. Z.

Nerø, Martin Andersen: Im Gottesland. Albert Langen, München. 1929. Leinen 9,50 Mk.

Um den 60. Geburtstag Nerø's erscheint dies Buch. Er hat hier über das soziale Thema der anderen Werke hinaus, vor allem Stine Menschenkind und Belle der Eroberer, ein großes Bild seines Heimatlandes Dänemark geschaffen. Im Mittelpunkt steht das Dänemark während des Krieges vor allem. Großartig ist in der Person Jens die fieberhafte Gier des Schiebertums, des Gewinnlers festgehalten. Der Bauer, der aus der heiligen Muttererde ein Geschäft macht um sich schließlich um des Geldes willen ganz von ihr zu lösen. Als er merkt, daß er damit alles verloren hat, findet er nicht mehr den Weg zurück. In der patriarchalischen Gestalt seines Schwiegervaters lebt ganz und groß das Feuer, das Grundtvig in Dänemark angezündet, und eigentlich trägt sein Sohn, der entlassene Schullehrer, der Sozialdemokrat, es weiter, reiner und besser als die Leute, die es von Amts wegen tun. Nerø's soziales Ethos, sein heißes Sprechen davon hat nichts mit

materialistischem Glücksbegehren zu tun, dies Buch bringt dies stärker zum Ausdruck als seine früheren. Er setzt dem Menschen ein Denkmal, und dem wahrhaftigen Menschen möchte er einen Weg schaffen. Das ist die Tendenz, wenn man von Tendenz bei ihm sprechen will. Er ist ein Künstler und nur die Stärke des Erlebnisses, das hinter seinen Zeilen steht, könnte den Eindruck von Tendenz machen. Daß irdisches Wohlergehen der Tod alles geistigen Lebens sein kann, erlebt man an dem erschütternden Zusammenbruch von Pastor Traa. Durch den Krieg zutiefst getroffen, begreift dieser bedeutende Mann und großer Genießer, daß er den Geist verleugnet hat und daß alle Sicherheit bürgerlicher Behäbigkeit nichts ist, aber auch gar nichts, gegen einen Hauch Ewigkeit. Er versucht auf seine Art zu büßen. Er verhungert freiwillig. — Der dänische Bauer kommt im ersten Teil des Buches sehr zum Recht, als Jens noch auf dem Hof sitzt, arbeitet und Nachbarschaft pflegt. Die Fülle von Menschen und Personen, alle stark gestaltet, fügen sich zu einem großen Bilde zusammen, das statt Sellerland, Dänemark heißen könnte, und doch noch mehr ist, der Mensch überhaupt.

Poed Wilhelm, Rungholtmenschen. Roman. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, gut gebunden M. 3,80.

Das ist ein herzerfrischendes Buch, auf das hinzuweisen, eine rechte Freude ist. Von dem Leben der Friesen auf der Hallig, von ihrem unbändigen Willen zur Freiheit, und von ihrer kurzfristigen Enge, die sie daran hindert, sich dem immer weiterfressenden Meer kraftvoll entgegenzustellen, erzählt der Dichter. Köstlich die beiden Pastoren, Dertling und Knudsen, der eine ein derber, handfester im Geruch der Rationalisten stehender Mann, der einmal eine bemerkenswerte Predigt hält, in der er „bald kräftig, bald weltlich bald geistlich donnert und säufelt“. Und der andere, dem Pietismus manchmal all zu sehr zugeneigte Amtsbruder, der im Grunde doch, wenn es darauf ankommt, auch in der Welt gar wohl sein Pfund verwaltert. Und der strahlende Uwe Oluffen, dem das Meer seine Maile raubt. Und wie all diese so deutlich gezeichneten Menschen dieses

Buches heißen mögen. Das Leben dieser „Rungholtmenschen“ muß schwer sein und schier trostlos. Und man versteht, wie sie dazu kommen konnten, das Auswandern von ihrer Hallig ernsthaft zu erwägen. Auch ein wenig Politik spielt in dieses Buch hinein. Denn die Zeit, in der diese Geschichte spielt, die Jahre nach den Befreiungskriegen, ließ den Unabhängigkeitswillen der Friesen allmählich erstarken, gegenüber den Dänen, die nichts für die Erhaltung und Sicherung der Hallig taten. Und so klingt das Buch aus in der Schau einer zukünftigen Zugehörigkeit zu Deutschland. Aber wesentlicher Inhalt dieses in einer klangvollen, leicht lesbaren Sprache geschriebenen Buches ist das rein menschliche Schicksal dieser Friesen, von denen wir anderen eigentlich nur wenig wissen. Viele, recht viele Leser wünschen wir diesem Friesenbuch voll deutschen Gottvertrauens.

R. M.

Schaumann, Ruth: Der blühende Stab. Neun Geschichten und neun handkolorierte Holzschnitte. Köhler & Pustel, 1930, Halbleinen M. 7.—
Zum erstenmal ein Profabuch Ruth Schaumanns. Den Namen hat es von der letzten Novelle, dem blühenden Stab des Christophorus. Der dürre Stab, der Blüten trägt über Nacht — das arme Menschenleben, das zu blühen anfängt, wenn die Absichten Gottes es berühren — ist das Thema der neun Geschichten. Es ist nicht allen die gleiche Gestaltungskraft inne, manche verlangen auch den katholischen Leser, aber in allen ist das Leben des Herzens, das Wunder des heimlichen Lebens, zu erfassen gesucht, besonders glücklich in der Geschichte der kleinen Tür und in der Pferdegeschichte „Kreatur“. Der taubstummen Dichterin scheinen sich Dinge anders, tiefer zu offenbaren wie anderen. Es ist als käme die Rindlichkeit und Unmittelbarkeit ihres Glaubens mit größerer Kraft aus abgedunkeltem Innern. Seine Stärke hat wie oft starke Dinge etwas von Hilflosigkeit an sich. Das allzu Rauhe darf nicht an sie heran kommen. Die Geschichte „Medaille“ beweist dies. Hier bewältigt Ruth Schaumann den Stoff nicht. Ihre Grenze aber ist zugleich ihre besondere Stärke. Wo es um Muttertum geht, hat ihre Sprache und Gestaltung jene zurückhaltende Innigkeit, die wirk-

liches starkes Erlebnis und mit Bewußtsein gehütetes Geheimnis verrät, etwas, was wir heute selten so finden. Selten auch bei schreibenden Frauen. Mit zum Schönsten des Buches gehört die Geschichte von der alten Mähre, die vom stolzen Reitpferd immer weiter herabdrückt in ihrer Dienstverrichtung, bis sie überhaupt nicht mehr arbeiten kann, von einem Pferdeknecht schlecht behandelt wird, weil er sich ärgert, daß sie das Gnadenbrot bekommen soll. Sie ist sehr merkwürdig in den letzten Wochen ihres Lebens. Eines Abends ist sie fort. Am nächsten Morgen finden Kinder in einer Sandtuhle ein Fohlen. Es steht zitternd auf seinen schlanken Beinen in der Morgensonne. Daneben liegt die alte verachtete Mähre tot. Keiner hat das gewußt und erwartet. — Die andern Geschichten sind zum Teil Legenden; eine spielt im mittelalterlichen Wien, die Geschichte von der kleinen Tür ist wie eine chinesische Tuschzeichnung, zart zum Verwischen. Die Holzschnitte haben etwas von der Eindringlichkeit archaischer Kunstwerke an sich.

H. B.

Razta, Clara: Das Spiel um Jolande. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 1929. In Leinen gebunden 7 Mk.

Dieser letzte Roman der bekannten Schriftstellerin — sie starb vor einem Jahr — schildert ein junges Mädchen, ihren Kreis, die Wirkung, die von dem schönen, eigenartigen Geschöpf ausgeht und ihre Entwicklung. Mit den reich gewordenen Eltern aus Kanada nach Deutschland zurückgekommen, findet sich dieser an Freiheit, an Weite gewöhnte junge Mensch schlecht in die Verhältnisse einer Kleinstadt. Durch eine bittere Liebesenttäuschung, die sie zuerst in das bunte bewegte und in das fein geschilderte Leben der englischen Gesellschaft hineintreibt, kommt sie langsam zur Erkenntnis, daß Echtes und Wahres auch in deutscher Enge zu erlangen ist, und dies nur durch Arbeiten. Sie besucht eine Kunstgewerbeschule und arbeitet sich frei von all der bösen Vergangenheit, frei auch für eine neue und gute Liebe. Sehr schöne Bilder wechseln ab mit den Schilderungen einer Fülle von Einzelmenschen, die sich zu einem guten Unterhaltungsroman zusammensfinden.

H. B.

Heinrich Wolfgang Seidel: Genia. Bühnenvolksbund, Berlin. Gebunden 1,80 Mk.

Die erste Geschichte dieses Bandes, Genia, hat durch ihre ganze Entwicklung etwas von dem durchsichtigen Licht nördlicher Meergegenden an sich. So wie Storms Geschichten sie haben. Diese zarte, feine, etwas wunderbare Liebesgeschichte, so einfach erzählt und dabei mit soviel Durchblicken und ungesagten Dingen, verrät gutes Erzählertalent. Dies tun auch die anderen kürzeren, zum Teil fröhlichen Geschichten. Sehr zu Herzen gehend ist die letzte von den beiden Kindern, die im Fieber die Schöpfungsgeschichte spielen. Eines der Kinder ist am nächsten Tage tot, das andere feiert mit seinem alten Großvater Weihnachten. Es geht ein seltsamer Zauber von diesem Kinderpiel aus, das sich da an einem Winterabend bei trübem Licht in der einsamen Stube entwickelt. — Die Geschichte des Henneke Plessen, der während des Krieges durch den Krieg und durch ein Kind Heimat und Vaterland gewinnt, ist ähnlich zu werten wie die unten besprochene vom Soldaten Lucas von Hans Steguweit. H. B.

Heinz Steguweit. Der Soldat Lucas. Bühnenvolksbund. Berlin. Geb. 1,25 RM.

Die Geschichte eines blindgewordenen Soldaten. Greuel und Heldennut des Krieges. Daraus hervorgegangen eine große unverbitterte Seele in einem verstümmelten Körper. Trotz allem sagt sie ja zum Dasein. Daß Lucas nach Jahren das Augenlicht wieder bekommt, ist schön, aber es ist ein Geschenk. Auch ohne dem wäre er zur Bejahung durchgedrungen. Warme Menschlichkeit und schlichte Tapferkeit ist in diesem Büchlein. Die einfache Erzählung ist in manchem eine Antwort auf große Kriegsbücher, die mit einem Fragezeichen enden. H. B.

Stehr, Hermann: Nathanael Maechler. 335 S. Horen-Verlag, Berlin. 1929. 7,50 Mk.

Hermann Stehr hat uns wieder ein Buch geschenkt. Sein Freundeskreis ist nicht sehr groß. Er müßte so groß sein wie das deutsche Volk selber ist. Aber die ihn kennen und lieben, werden sich dieses neuen Wertes des Dichters sehr freuen. Es scheint, als läge ein Weg zwischen den letzten Büchern und

diesem, nicht nur zeitlich — es sind einige Jahre her seit dem letzten Wert — auch dem Inhalt nach. Es ist soviel Klarheit da, Ruhe und Milde. Eine Fernsicht, wo man nur Tiefsicht gewohnt war. Bei der Arbeit Maechlers als Bürger der Stadt ist man oft versucht, an G. Keller zu denken und doch welche andere Ausmaße! — Nichts Demokratisches, trotzdem Nathanael Maechler ein Kämpfer von 48 ist. Sein politisches Tun gipfelt in der Mahnung an sich und die anderen, zu sich selber zu kommen. Es scheint dies ein Glaubensbekenntnis des greisen Dichters zu sein und eine Mahnung zugleich.

Unvergleichlich wie in dem friedlichen, arbeitsfrohen Leben Maechlers, in das seine bunte und wirre Gesellenfahrt endet, wieder die Kräfte jenseitiger Dinge lebendig werden, wie die Schatten Gestalt annehmen und sein Glück und seine Kraft zerstören. — Über das Buch im Einzelnen zu sprechen ist wie bei allen Werken Stehrs unmöglich, es ist eben das Unbeschreibliche, nicht Ergreifbare, das Faustische, das seinen unvergleichlichen Wert ausmacht. — H. B.

Wahlit Hans: Der Riese Solles Bühnenvolksbund, Berlin, geb. 1,50 RM.

Aus den dunklen Wäldern seiner Heimat läßt der deutschböhmische Dichter den Riesen Urleug kommen. Er weiß nicht, wohin mit seiner Macht und will mit ihr nur dem gewaltigsten Herren dienen. Er probiert alle aus bis zum Teufel. Sie enttäuschen ihn alle, bis ihn schließlich Gott selber bezwingt, und er als Christophorus das Jesuskindlein über das Wasser trägt. In ihm findet er seinen Meister. Markig wie Holzschnitte stehen die einzelnen Bilder dieser Geschichte vor uns. Wie aus alter Zeit und doch liegt ein Bekenntnis in ihr, das uns allen heute not tut. H. B.

Gewalt über ihnen von Er nst Z a h n. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1929. In Leinen gebunden Mk. 7,—.

Die „Gewalt über ihnen“ ist die Zeit und keiner kann ihr entgehen. Wir stehen in ihr, gehen mit ihr. Wie zwei Menschen, die Mutter und dann vor allem der Sohn, gegen dieses Gesetz ankämpfen, ist der Inhalt des Buches. Die zähe, bis zum letzten Augenblick,

klare Großmutter, muß sich schließlich sterbend ergeben. Im letzten Erkennen ihrer Umwelt wird es noch einmal deutlich, wie schwer ihr das Scheiden wird und wie sehr sie den Sohn liebt. „Ich gab nicht gern nach. Es ist schon, weil du dann niemand mehr vor dir hast, Jakob.“ Jakob ist ein Mann der Tat und der Gedanke des Altwerdens ist fürchtbar. Mit einer stillen Zeit der Befinnung kann dieser Mann nichts anfangen. In der Liebe eines ganz besonders gearteten jungen Weibes ist ihm noch einmal ein Jungwerden geschenkt. Diese Liebe auf der einen Seite, auf der anderen die Familie, mit der stillen gütigen Frau Anna und dazwischen Jakob der beides in seinem Herzen unterbringen will. Das ist das Motiv des Buches. Es ist in der Liebe eines Altrenden zu einem eben erwachten jungen Menschen dasselbe wie in Bahn's *Blanchefleur*, nur scheint es dort stärker gestaltet. Die Größe des Mannes, um deretwillen sich schließlich nach seinem Tode die beiden Frauen finden, ist nicht eindrucksvoll genug geschildert. Und doch ist es ein Buch, das Leben in sich hat und darum pakt und nachdenklich stimmt. H. B.

Tiere sehen dich an. Von Paul Cipper. 1929. Ernst Vohsen-Verlag, Berlin. In Ganzleinen geb. 8,50. Menschenkinder von Paul Cipper. 1929. Derselbe Verlag. geb. Mf. 5.50.

Diese beiden köstlichen Bücher haben in Deutschland große Freude ausgelöst. Man kann beim Durchsehen, Beschauen und Lesen auch nicht anders, als sich von Herzen freuen. Das erste bringt 32 Bildnisstudien von Tieren nach Originalaufnahmen von Hedda Walther. Meist ausländische Tiere. Dazu erzählt der Verfasser. Aus einem großen Reichtum an Erfahrung mit Tieren, aus langer, liebevoller Beobachtung ist dieser Text erwachsen, und wir sind beim Lesen und Sehen in einer anderen Welt, in der Welt des Tieres. Natur sieht uns an und Rätsel stehen in diesen großen dunklen Tieraugen. Jedes Bild bildet mit dem dazu gehörenden Text eine Einheit und in jedem dieser kurzen Abschnitte, ist etwas aufgefangen vom Leben eines Tieres, einer Gruppe, ist nur eine kleine Szene, aber wie sie erzählt ist, erhellt sie das Ganze. Die wirklich meisterhaften Aufnahmen verstärken den Eindruck.

Das zweite Buch versucht das Gleiche statt mit Tieren mit Kindern. Das Reizvolle bei diesem Buch ist, wenn man das erste kennt, die Verbindung zu diesem. Es ist gar kein großer Unterschied zwischen diesen kleinen Menschen und den Tierkindern und entzückend ist es wie der Verfasser gerade dies Naturhafte, tierlebendige in den kleinen Geschöpfen wiedergibt. Daneben fehlen allerdings nicht die Kindergesichter und Köpfe, die die lange Kultur von Geschlechter gebildet haben und Kinderaugen, die man ob ihres Ausdrucks überhaupt nicht mehr vergißt. Ebenfalls sind hier die Aufnahmen meisterhaft.

Beide Bücher sind ganz vorzügliche Geschenkgaben für den Weihnachtstisch. H. B.

Zwei Abenteuerbücher aus dem Schaffstein-Verlag:

1. **Die Fahrt ins Mammutland.** Von R a p h e r r. Geb. 230 Seiten, Preis 5,50 Rmk.

2. **Das weiße Tier.** Von G r a m a h t i. Geb. 230 Seiten, Preis 5,50 Rmk.

1. In der „Fahrt ins Mammutland“ schildert der Verfasser eine abenteuerliche Jagdreise in das ferne Ostsibirien, die von einer nationalgemischten Gesellschaft mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit unternommen wird. Der reiche Amerikaner finanziert das Unternehmen, der Tierpräparator ist ein Engländer, Jäger und Techniker sind Deutsche. Mit Motorbooten, die von Hamburg mitgenommen werden, stößt die Gesellschaft von der Lena durch den Aldan in den Oberlauf der sibirischen Flüsse vor. Motorschlitten und Hundeschlitten führen weiter in die Ode. Auf einer Streife mit dem eigenen Flugzeug wird in den menschenleeren Gebieten am Stanowoigebirge eine kleine Herde Mammuts entdeckt, die bisher als vorjintslutlich gegolten haben. Der Führerbulle wird erlegt, das Skelett präpariert. Den Fang eines Kalbtieres vereitelt die Angriffslust der Mammutkuh. In dem Kampfe wird auch das Flugzeug zerstört. Nach einer Überwinterung in Blockhäusern tritt die Gesellschaft die Heimreise auf dem Amur an. Bei der Abwehr eines Überfalls räuberischer Chunghusen gehen die Jagdtrophäen verloren. Daß ein deutscher Junge, Heinz Mönkeberg, zum Helden der Erzählung auswächst,

gehört bei der Tendenz der Abenteuer-geschichten für die reifere Knabenwelt zum Ganzen.

Schilderungen von Land und Leuten durchweben die märchenhafte Erzählung und lassen zum Atlas greifen, um die geographischen Kenntnisse aufzufrischen. Federzeichnungen von Professor Köhner beleben das hübsch ausgestattete Werk. Einband, Druck und Papier entsprechen dem vornehmen Verlag.

2. „Das Weiße Tier“ betitelt sich die zweite Erzählung, die uns nach Indien und in den Himalaja führt. Ein deutscher Junge, der hier nur den Namen wechselt, ist wieder der Held. In kleinen Abenteuern, die Ernst in Haus und Schule erlebt, sucht der Verfasser die reiche Natur des Landes zu erschließen. Verweisselte Kämpfe in dem blutig niedergeschlagenen Aufstand von Manipur lassen Ernst zum Helden reifen. Nach glücklicher Rettung erfährt ihn eine unstillbare Sehnsucht nach dem „Weißen Tier“, das nach den Erzählungen indischer Diensthofen in einem entlegenen Bergsee im Himalaja haust. In Gesellschaft von Deutschen und Engländern, die von gleicher Abenteuerlust besetzt sind, wird unter vielen Gefahren das Gebirge erstiegen. Man findet auch den sagenhaften See Yam Cho, in welchem das „Weiße Tier“ lebt. Der Drache von riesenhaftem Ausmaß ist ein Überbleibsel aus der Saurierzeit. In seiner Höhle wird er aufgesucht und mit Sprenggeschossen aus Elefantbüchsen erlegt. In dem Kampfe hat natürlich auch Ernst seine Rolle.

Für die Ausstattung des Buches gilt, was vorstehend zum I. Bande gesagt ist.

Mit diesen phantastischen Jagdgeschichten, halb Märchen, halb Abenteuer, hat der Verlag Schaffstein eine neue Note in die Jugendschrift für das reifere Knabenalter gebracht. Die fossile Tierwelt steht wieder auf, aber ihre Bekämpfung erfolgt nicht mehr mit den primitiven Waffen des Altertums, sondern mit den technischen Hilfsmitteln der Jetztzeit; Motorboote, Flugzeuge, Corbitgeschosse werden zur Jagd benützt. Kellermanns „Tunnel“, Jack Londons Erzählungen haben diese Richtung in der Literatur neu belebt und viel Anklang gefunden, ihre Rückwirkung auf die Jugendschrift tritt in den beiden vorliegenden Büchern zu-

tage. Man kann vom erzieherischen und ästhetischen Standpunkte Bedenken erheben, aber solange jeder deutsche Junge noch seine „Indianerperiode“ hat, wird er auch zu den Abenteuerbüchern greifen. P. S.

Sieber, Paul: Wunder im Weltall. Ein Jahrbuch vom Fortschritt in Forschung und Technik. Kösel und Pustel, München. 12 M.

Es gibt verschiedene, meist für die Jugend herausgegebene Jahrbücher solcher Art. Sie zerfallen in tausenderlei verschiedenen Beschreibungen und ob dem Vielerlei vermißt man leicht eine gewisse Ernsthaftigkeit im einzelnen. — Hier ist auch Vielerlei, wenn auch in einzelnen Gruppen, übersichtlich geordnet, aber vieles weist irgendwie weiter. Historisches ist miteinbezogen, Kulturgeschichtliches angeknüpft und so macht das Buch nicht den Eindruck, als komme es nur einem gewissen Sensationsbedürfnis der Jugend entgegen, beantwortete nur oberflächlich technische Fragen, sondern es bietet ein geschlossenes Bild, soweit das bei so einem Buch überhaupt möglich ist. In der Einleitung, die „Unsern Müttern“ gewidmet ist, wie auch sonst, wird deutlich, daß das ganze Werk auf einer weltanschaulichen, und zwar christlichen Grundlage aufgebaut ist. Es ist dies bei vielen Gebieten und Fragen unwesentlich, bei anderen aber um so wichtiger. Neben Aufsätze aus den Gebieten der Technik, geographischen und kulturgeschichtlicher Forschung, der Geschichte stehen kurze, gute Erzählungen. — Das Buch eignet sich für den Erwachsenen wie für den heranwachsenden vorzüglich als Weihnachtsgeschenk. H. J.

Villinger, Dr. Bernhard: Die Arktis ruft! Mit Hundeschlitten und Kamera durch Spitzbergen und Grönland. 1929. Herder & Co. Mit 31 Tafelbildern und Übersichtskarten. 3,40 M.

Bernhard Villinger, ein bekannter Skiläufer erzählt von seinen beiden Polarreisen. Die erste machte er als Teilnehmereiner einer Hilfsexpedition (Schröder-Stranz 1912), die leider erfolglos blieb, die Expedition aber an die Nordufer von Spitzbergen brachte. Die zweite Reise leitete er selbst. Sie hatte den Zweck, Filmaufnahmen in der Arktis zu machen. Ihr verdanken wir

die Filme: Wunder des Schneeschuhs, Fuchsjagd und andere. Sie führt ihn erst nach Spitzbergen und von da nach Grönland. Der Verfasser hat eine sehr fröhliche und heitere Art des Erzählens. Von den Schönheiten des Landes von Eis und Schnee erzählt er mit Wärme, aber mit Sicherheit, der man tieferes Erleben anmerkt. Der Zauber, der von diesen weißen Geheimnissen ausgeht, liegt schon in dem Titel beschlossen. Das Hochgebirge im Schnee gibt manchem eine kleine Ahnung davon.

Der Verfasser erlebt bei seiner zweiten Reise den Start von Byrd und Amundsen zum Nordpolflug und deren Konkurrenz. Interessante und gefährliche Jagden, Fahrten mit Hundeschlitten durch weite Schneegegenden, das Treibeis und seine Gewalt werden im ersten Teil des Buches geschildert, der zweite kürzere Teil erzählt von den Grönlandestimo.

Die Arktis ruft nach diesen beiden Reisen wieder. Bernhard Villinger wird neben Fridtjof Nansen im Frühling 1930 an der Zepelin-Arktis-Expedition teilnehmen.

Hildenbrandt Fred: Anne und ihre Leichtathleten. Otto Quixow Verlag 1929. Rm. 6.80.

Der verdiente Quixow-Verlag bringt als neuestes dieses Buch. Es ist gute Unterhaltungslektüre. Von den anderen neuesten Veröffentlichungen des Verlages (wie z. B. des früher besprochenen sehr schönen Buches „Christoph mit dem Zweig“) kann man mehr sagen. Der Sport und als Endziel eines Sportklubs die Olympiade ist der Inhalt des fröhlich und spannend geschriebenen Buches. Sind die Vertreter dieses Klubs und ihre Schilderung wirklich echt und typisch für die deutsche sporttreibende Jugend, so könnten wir in eine starke und gesunde Zukunft schauen. Wirkungsvoll ist die Gegenüberstellung der begeistertsten, natürlich denkenden und sich gebenden Sportjünger und -jüngerinnen und der geistreichen Großstadtböheme. Unbedingt liegt die größere Kraft und Klarheit auf Seiten der Sportjugend. Anne, die Heldin, empfindet es selbst, findet aber nicht mehr den Weg zu ihren alten Klubfreunden, nachdem sie sich mit der Gegenseite eingelassen hat. Die Probleme, soweit es überhaupt im Sinne des Verfassers war uns solche aufzuzeigen, liegen sehr einfach in seinem Buch. So einfach und

klar ist die Entscheidung für den Sport oder gegen ihn nicht. Wohl aber gibt einem dies Buch, mag auch sein literarischer Wert nicht bedeutend sein, viel zu denken, wenn man es darauf prüft, mit welcher Selbstverständlichkeit Dinge drin stehen und mit welcher Selbstverständlichkeit wieder andere keinen Platz drin haben. Vielleicht lernen wir daraus mehr als aus manchem geistvollen Artikel über Sport. H. B.

Estriedott: Drei Mädel in einem Auto. R. Thienemanns Verlag. Stuttgart. In Ganzleinen 5,50.

Ein Buch für junge Mädchen von 13 Jahren aufwärts. Es ist aus dem Dänischen übersetzt, schildert aber die Erlebnisse einer Hamburger Primanerin, die ihre Verwandten in Amerika besucht, um mit den beiden Basen während der Sommerferien eine Autoreise quer durch Amerika zu machen. Ein frisches, fröhliches Buch, das nicht nur den natürlichen und heiteren Ton trifft, den die heutige Jugend erstrebt in ihrem Zusammenleben, sondern das, auch die Ereignisse dieser Autofahrt mit allen eingestreuten geographischen wie historischen Absteckern so packend wiedergibt, daß der junge Mensch auf angenehmste Art mit Amerika bekannt wird. H. B.

Weber Leopold Grettir, der Wolfsgenöß mit 4 farbigen Bildern von Ludwig Eberle. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 1929. 2,— Mk.

Grettir ein isländischer Held, redenhaft, mutig und voll Tatendurst kämpft und siegt unentwegt. Erreicht Ehre und Ruhm. Er kämpft gegen das Eindringen des Christentums. Sich selbst bekämpft er zu wenig und schließlich wird er von den Volksgenossen beim Tode geächtet. 20 Jahre lebt er in den Eisfeldern, niemand zum Genöß als die Tiere der Wildnis. Die Sehnsucht nach der Heimat treibt ihn wieder unter Menschen, zur Mutter und dem Bruder. Mit diesem zusammen geht er wieder fort, aber da erreicht ihn und den Jüngeren die gemeine Rache eines Feindes. Mächtig und kraftvoll ist die Erzählung angepackt. Sie hat etwas vom Sagastil an sich. Sie verlangt als Leser größere Kinder, 13—16jährige Knaben und Mädchen. H. B.

4 neue Stalling-Kinderbücher:

Den folgenden vier Büchern ist ein hohes künstlerisches Niveau gemein. Jedes Buch ist ein Kunstwert für sich. Die Kinder lieben erfahrungsgemäß die Stallingbücher sehr. Auch für den Erwachsenen sind sie ein Genuß und man sollte um solch einer Erwerbung willen den für uns etwas hohen Preis nicht scheuen:

Englein auf dem Maskenball. Neue Kindergedichte von *Herttha v. d. Kneesebeck*. Mit Zeichnungen von *Louise Hautz Zoerb*. Stalling, Oldenburg, 4,50 Mk.

Sehr eindrucksvolle Bilder, eindeutig und dem Kind verständlich. Nur ist das Buch nicht einheitlich. Es eignet sich für einen Geschwisterkreis, wo verschiedene Alter auf ihre Rechnung kommen wollen. Die Here und der Wassermann, prachtvolle Bilder, sind schon für ganz Kleine, manches andere nur für Größere, so die Geschichte vom Prinzen, der sterben mußte, als sich sein Wunsch erfüllte, weil die Erfüllung zuviel für sein Herz war. *H. Z.*

Die glücklichen Mausleut. Verse von *Adolf Holst*. Bilder von *Else Wenz-Victor*. Stalling, Oldenburg, 4,50 Mk.

Ein köstliches Buch. *Else Wenz-Victors* Phantasia hat mit Hilfe ihrer Phantasia wieder köstliche Bilder geschaffen. Zu vergnügt und munter geht es zu bei den kleinen Mäusen. Man möchte gleich mit dabei sein. *Adolf Holst* hat auch so lustige Verse geschrieben und so leicht und grazios sind sie, daß man sie gleich behalten kann:

„Riese — mause — mah
dort ist die Raß,
Fort sind die Leut,
Raus aus der Eck,
Ran an den Sped,
Hochzeit ist heut.

Von 5—9 Jahren. *H. Z.*

Im Blumenhimmel. Von *Sophie Reinheimer*, mit Bildern von *Else Wenz-Victor*, Stalling, Oldenburg, 460 S. Preis Mk. 4.60.

Der Grundgedanke, daß nämlich alle gestörten und gequälten Blumen in den Blumenhimmel kommen, ist nicht sehr kindlich. Unter einem Blumenhimmel kann sich ein Kind nichts vorstellen. Wohl aber sind die einzelnen

Geschichten vom Kaktus, der im Wasser erfaufen mußte, von den Margueriten, die zerzupft wurden oder vom fleißigen Lieschen, das die Blattläuse zu Tode quälten, sehr eindrucksvoll und die Bilder dazu reizend. Eines schöner als das andere. Man kann an die Bilder anknüpfen und selbst die nettesten Geschichten zu ihnen erfinden. Schon für Vierjährige. *H. Z.*

Wunderburg im Meer vom Verfasser der *Sonnenkinderstuben* mit Bildern von *Helmut Starbina*. Stalling, Oldenburg. 4 Rm.

Max Dingler, der in „*Sonnenkinderstuben*“ wie in „*Der Heuschreck*“ und die *Blumen*“ eine Naturgeschichte des kleinen Lebens der Insekten und Blumen gibt, bringt in diesem neuen Buch eine Beschreibung des Lebens in den Tiefen des Meeres. Ein Schiff geht unter und wird auf dem Meeresgrund eine Wohnung und ein Anziehungspunkt für die wunderbaren und so geheimnisvoll schönen Tiere und Pflanzen jener unbekanntenen Regionen. Keine Ver menschlichung des Getiers, sondern eine richtige Naturgeschichte, die mit den Bildern von *Helmut Starbina* in den bekannten leuchtend frohen Farben besonders lebendig wird und dadurch auch leicht fählich ist. Quallen, Matrelen, Strahlentierchen, Korallen, alles leuchtet durcheinander. Der Tintenfisch zieht auf und besteht einen Kampf mit der Hummer. Der majestätische Walfisch bringt bei einem Besuch die ganze bunte Gesellschaft in Unordnung. Für Kinder von 9—13 Jahren. *H. Z.*

Lobstien Wilhelm: Der Strandläufer. Sylter Sagen und Erzählungen. R. Thienemanns Verlag. Stuttgart. 1929. Halbleinen 2,— Mk. Ganzleinen 3,— Mk.

Der Strand wird lebendig in diesem Buch und das Meer. Der Wassergott *Nelepen* treibt sein Unwesen mit den Fischersleuten, und die Wasserjungfrauen holen sich auf hoher See den kleinen Schiffsjungen. Die Unterirdischen, die ihre Wohnungen im Sande haben, kämpfen mit den Fischern um ihr Reich. Glück und Segen der See, Not und Gefahr ist in dem Buch. Wirklich groß in ihrem Entwurf und an Miegelsche Balladen erinnernd ist das Märchen „die Silbermöve“, die Geschichte der Mutter, deren beide Kinder ins Watt

laufen und die Nettekenn sich holt. Das Buch eignet sich für Kinder von 10 Jahren aufwärts. H. 3.

Das offene Tor. Ein Strauß Kindergedichte zusammengestellt von Emil Weber mit Bildern von Dieter Pfennig. R. Thienemanns Verlag. Stuttgart. 1929. 2,— Mk.

Eine Sammlung von Kindergedichten bekannter Dichter. Es sind sehr viele unbekannte Sachen dabei. Ein Gegenstück zu der Sammlung von Kinderliedern und Sprüchen „Macht hoch das Tor“ in den blauen Büchern. Dort lauter Volksgut, hier Kunstgut. Die Auswahl erscheint sehr glücklich. Schon für die ganz Kleinen ist etwas dabei. Es sind u. a. vertreten Blüthgen, Paula und Richard Dehmel, Herbert Eulenberg, Gustav Falke, Adolf Holst, Ricarda Huch, Storm, Liliencron. Eine Fülle reizender, kindlicher Zeichnungen und mehrere bunte Bilder schmücken das Buch. Der Druck ist groß und für kindliche Leser gedacht, aber auch die Mütter werden viel Freude an dem schönen Buch haben. H. 3.

Wunderfischchen. Ein Waldmärchen kleinen Leuten erzählt von W. Niethammer. R. Thienemanns Verlag. Stuttgart. 1929. 2,— Mk.

Ein Buch schon für die Vierjährigen. Das kleine Waldmännchen macht sich auf die Reise, erlebt sehr viel Interessantes und begegnet vielen Tieren des Waldes. Der kindliche Ton ist gut getroffen. Die sehr schönen kolorierten

Holzschritte, die das Buch schmücken, sind in ihren einfachen und großgesehenen Linien sehr für das Kinderauge geeignet. Der klare, große Druck ermöglicht schon A.-B.-C.-Schülzen das Alleinslesen. Das kleine Wunderfischchen ist ein recht liebes kleines Männlein und seine aufregenden Abenteuer und Begegnungen mit Quakelinde, Rotpelzchen, den Hummeln, dem Mäuschen lassen uns in Mitgefühl für ihn entbrennen. Seine lustige Wohnung bei den Pilzen ist recht so, wie es sich für ein Zwergenmännlein gehört. Daß es solch eine große Reise unternimmt, bewundern wir sehr und wir fühlen mit ihm den Zauber der Mondnacht, da es eingemummt in seine braune Rutte, so allein und verlassen unter den Sträuchern liegt, und die Nachtigall gar so süß in den Bäumen singt. Und den Kindern wird es wohl ebenso gehen.

H. 3.

Weißt du wieviel Tiere leben? Eine lustige Naturgeschichte von Helene Pagés. 1929. Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg. 1.20 Mk.; Halbleinen 2.20 Mk.

Helene Pagés schreibt über die Tiere, meist Insekten, kleine kindliche Abhandlungen von ihrem Aussehen, ihrem Leben und Treiben. Dazwischen fügt sie ein oder mehrere Gedichte (Hofmann v. Fallersleben, Chamisso, Friedrich Gült, Mörike, Glein u. a.) ein. Auf sehr liebevolle kindliche Art wird hier den Kindern viel Nötiges und Wissenswertes beigebracht. Schon für Vierjährige. H. 3.



Verantwortlich für die Schriftleitung:

Dr. Paul Zöckler, Posen (Poznań, ul. Zwierzyniecka 1). — Verlag: „Historische Gesellschaft in Posen“. — Auslieferung für Deutschland: Verlag „Das junge Volk“, Pflauen i. Vogtland. — Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Inhalt:

	Seite
Priv.-Doz. Dr. theol. et phil. Hans Koch-Wien: Der Protestantismus bei den Slaven	577
(Literaturverzeichnis 2. Umschlagsseite).	
Prof. Manfred Laubert: Die Errichtung einer Produktenbörse in Posen	595
Aus unserem Schrifttum:	
Sirtenslied aus dem „Bayerischen Wald“	601
Sirtenspiel aus „Das Maria- und Joseph-Spiel“ von Wilhelm Hinterthür	602
Heinrich Wolfgang Seidel: Der schöne Garten ...	607
Bücherschau	613

Im Verlage der Deutschen Bücherei Posen, Zwierzyniecka 1
ist erschienen:

Mein Kränzlein.

Spiel und Lied deutscher Kinder in Polen.

Gesammelt von Pfarrer Just, Siemno,
mit Scherenschnitten von Elisabeth Fischer, Waldau.

Posen, Weihnachten 1927.

Geb. 56 Seiten, Preis 1,80 zł / im Auslande 1,80 RM.

Das Büchlein enthält Abzählreime und Kinderlieder, die der durch seine volkskundlichen Bestrebungen bekannte Pfarrer Just, Siemno, den Kindern seines Kirchspiels abgelauscht hat. Er hat sie dann von Kindern niederschreiben lassen. Es sind jedem Kinde bekannte Reime und Lieder unserer Heimat. 22 entzückende Scherenschnitte von Elisabeth Fischer, Waldau, geben dem Büchlein seinen besonderen Reiz. Der Druck ist groß und klar, die Ausstattung gefällig und gut.

Im Verlage der Historischen Gesellschaft
in Posen ist erschienen

in der **Schriftenreihe Polen**, Heft III:

Dr. agr. **Albrecht Schubert-Grune**

Die Entwicklung der Posener Landwirtschaft

seit 1919

im Rahmen der gesamten Staatswirtschaft.

Das Werk gibt auf Grund der einschlägigen Statistik ein Gesamtbild der Posener Landwirtschaft seit 1919 aus der Feder des durch seine Vorträge und Aufsätze über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannten Verfassers.

Preis geb. 12,—, geh. 9,— zl.